

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

VII. Jahrg.

Düsseldorf, Juli 1927

Heft 7

Mensch und Gegenwart.

Von Dr. W. Kiesel, Richter zu Hamburg.

Es gibt wohl niemand, der nicht die Bedeutung der ungeheuren Krise fühlt, von der das Deutschland der Gegenwart bedroht ist; aber es gibt viele, die den Weg noch nicht gefunden haben, der aus diesem Zustand herausführt. Die Ursachen der Krise liegen nicht nur in den uns aufgezwungenen Tatsachen wirtschaftlicher und machtpolitischer Art, sie liegen auch in unserem eigenen innermenschlichen Fühlen, Denken und Wollen. Wir wissen, die materielle Krise ist zugleich eine geistige und als solche ein Ringen der mannigfaltigsten Strömungen und Strebungen, Anschauungen und Überzeugungen. Ein solches Ringen hat es immer

gegeben und wird es immer geben. Aber das Ringen der Gegenwart zeichnet sich durch eine besondere Verfahrenheit, Ziellosigkeit und Kraftvergeudung aus. Wir sehen das Gegenteil von dem, was wir auf wirtschaftlichem Gebiete finden und was wir unter dem Begriff der Rationalisierung treffend zusammenfassen. Die Wirtschaft mit ihrem praktischen Sinn für das Wesentliche hat den Weg notwendigen Sichwiederfindens beschriftet und hat damit das den Notwendigkeiten der Zeit entsprechende Niveau einer hochwertigen Gesamtstruktur erreicht. Diese gleiche Höhe vermissen wir in der Gesamtheit der Einzelleben. Es fehlt an wahrer produktiver Gesinnung und an einem dieser entsprechenden Bewußtsein des eigenen Wertes für die Gesamtheit, für den Staat; ein Zustand, der die der Zeit entsprechende charakteristische Massenerscheinung zu sein — verdient.

Niemals kann der einzelne diesen Zustand ohne zielstrebige Arbeit erreichen, wenn nur Klarheit über das Ziel besteht. Im allgemeinen wird dem einzelnen das Ziel zu fern und mittelbar gesteckt, anstatt unmittelbar in seiner eigenen Person begründet zu werden.

Unleugbar ist dem einzelnen die Orientierung im Gesamtbilde der Gegenwartsergebnisse schwer gemacht. Es bedarf Disziplin haltender, Beschränkung übender Kraft, um eine eindeutige, klare Linie einzuhalten und dieser sein soziales, berufliches und persönliches Leben ein- und unterzuordnen. Die modernen Zeitprobleme sind so ungeheuer an Zahl, die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse so vielseitig, die politischen Verhältnisse so verworren, daß es schwer ist, „Standpunkt“ zu haben, das Welt- und sein eigenes Lebensbild von einem Punkte aus zu gestalten. Eine fast unmögliche Arbeit, die aber doch von jedem einzelnen verlangt wird und verlangt werden kann. „... Wer starken Sinnes, der bildet die Welt sich.“

Galt es früher, eine Welt zu formen, so gilt es heute, aus dem Zuviel die Auslese zu treffen. Die richtungsbestimmte Festigung der Umweltserkenntnisse im einzelnen ist die Grundlage des Aufbaues im ganzen. Was nützen Gesetz und Obrigkeit, wenn es nicht gelingt, zu erkennen, daß die Krise auch das Produkt einer hemmungslosen und undisziplinierten Geisteshaltung ist! Ist sie aber das, so ist das Problem auch nur aus der Sinnesrichtung der einzelnen zu lösen.

Das Krisenproblem ist darum auch das Problem der Forderungen an den einzelnen. Man sieht zuviel Verlaß auf den Mitmenschen, zuviel Vertrauen auf die „Organisation“,

zuviel Erwartung von der Wirtschaft, aber zu wenig Zumutung an sich selbst. Man erlebt unter dem Einfluß einer nur materialistisch und darum falsch verstandenen Wirtschaftsordnung kaum noch ideales Denken, kaum noch ethische Gesichtspunkte. Man begegnet durchschnittlich der Auffassung unseres Gesellschaftslebens als einer Summierung miteinander kämpfender Interessen und nicht einer sittlichen Ordnung, die den einzelnen ergreift. Auf diesen einzelnen kommt es aber an, gilt es die Wiedererrichtung eines

lebensfähigen Staates. Selbsterziehung, Selbstbewährung, Selbstbeherrschung statt Lärheit, Hingabe an Schlagwort-suggestion und Unklarheit des Denkens.

Denken wir ein wenig rückwärts. Vor dem Kriege war das Niveau der Gesamtbevölkerung auf Grund verflachender Weltanschauungen stark gesunken, hatte Egoismus den Sieg über Verantwortungsgefühl und Arbeit im Dienste der Nation davongetragen. Das Erlebnis des Krieges hatte mit diesen falschen Idealen ausgeräumt. Ein anderer Lebensinhalt hatte sich dem einzelnen eröffnet, die Erkenntnis der Notwendigkeit zur Hingabe an Staat und Volk. Es ist müßig, festzustellen, daß wir uns wieder von diesem Wege entfernt haben. Die Notzeit muß uns zu einem neuen Erlebnis werden und zu neuen Wegen führen. Rationalisierung unseres Einzellebens heißt: Konzentration, heißt: Ein- und Unterordnung. Eigene Leistung und vollkommenste Bewährung, verbunden mit verpflichtender Berufs- und Lebensauffassung, sind die erste Forderung für erspriessliche Arbeit am geistig-sittlichen Wiederaufbau, sind das notwendige Gegenstück zur wirtschaftlichen Rationalisierung. Man fühlt ein Drängen der Massen nach neuen sittlichen Maßstäben. Wozu lange suchen? Den Maßstab gibt die Gegenwart mit ihren Anforderungen an den einzelnen!

Sind wir Bürger, das heißt organisch eingefügte Glieder eines Gemeinwesens, so geht jeden einzelnen von uns die Krankheit jedes Teiles dieses Gemeinwesens genau soviel an, wie das Herz die Krankheit des Kopfes oder die Hand das Uebelbefinden des Fußes angeht. Kein Glied leidet, ohne daß das Ganze leidet. Darum hat jedes Glied das Bestreben und die Befugnis, jedem anderen Gliede von dessen Krankheit zu helfen.

Lagarde, Deutsche Schriften.

Karthagos Untergang.

Von Dr. Hans Spethmann, Essen.

Unter den deutschen Nationaleigenschaften, auf die stolz zu sein wir keine besondere Veranlassung haben, ist das schrankenlose Vertrauen auf politische Versprechungen des Auslandes die für die Zukunft unseres Volkes gefährlichste.

Wir vertrauen, glauben, hoffen von einer Konferenz zur anderen, obwohl die Reihe nicht innegehaltener Versprechungen und Verträge, von den vierzehn Punkten Wilsons angefangen über das Saarregime bis zu der seit Jahren hinausgezögerten Zusage der Rheinlandräumung, genügend Recht zur gegenteiligen Einstellung geben dürfte.

Der nachstehende Artikel, frei von jeder parteipolitischen Einstellung, gibt klar und sachlich einen Ausschnitt aus dem Lodeskampf eines Volkes, das vor zwei Jahrtausenden in der Weltherrschaft von den Römern abgelöst und im Verlauf eines halben Jahrhunderts bis zur völligen Vernichtung aufgerieben wurde.

Der Ausschnitt zeigt in gewissen Entwicklungslinien eine erschütternde Ähnlichkeit mit dem Schicksal unseres Volkes. Die Geschichte der Vergangenheit ist die Lehrmeisterin der Gegenwart! (Die Schriftleitung.)

Im Jahre 203 v. Chr. hatten die Römer ihrem großen Gegner Hannibal auf afrikanischem Boden die entscheidende Niederlage beigebracht. Der Friede, den man damals Karthago auferlegte, hat in zahlreichen Einzelbestimmungen wie auch in seiner gesamten Anlage eine erschütternde Ähnlichkeit mit dem Frieden von Versailles, und erst recht in seiner Durchführung rollt sich vor uns ein Stück Geschichte ab, das mit jenem Schicksal, das wir gegenwärtig durchleben, viele Züge gemeinsam hat. Hannibal selbst mußte zum Frieden mit Rom raten, da der Senat von Karthago keine innere Festigkeit aufwies und die Bevölkerung in Parteihader zersplittert und geschwächt war. Der römische Schriftsteller Livius, der uns die Einzelheiten dieser Vorgänge überlieferte, bemerkt sehr treffend: „Die Sieger über Hannibal waren nicht die Römer, sondern der Senat von Karthago durch die gegeneinanderarbeitenden Parteien.“ Wer denkt nicht unwillkürlich an Deutschland während der letzten Kriegsjahre?

Die Karthager mußten zunächst allen überseeischen Besitz und ihre Kolonien den Römern ausliefern. Das in Afrika gelegene Stammland wurde ihnen belassen, jedoch nur mit der Klausel, ihrem Nachbarn Massinissa, dem Verbündeten Roms, alles wieder auszuliefern, was ihm oder was seinen Vorfahren einmal gehört habe. Man sieht aus dieser unklaren Fassung „Was ihm und seinen Vorfahren einmal gehört habe“ sofort, daß diese Bestimmung eine Quelle vieler zukünftiger Streitigkeiten werden würde, was auch tatsächlich eintrat.

Dann folgten zwei Bestimmungen über finanzielle Leistungen. Erstens mußten die Karthager die ganze afrikanische Expedition des Scipio bezahlen, d. h. alles, was diese den Römern an Verpflegung und Sold für die Truppen gekostet hatte. Zweitens mußten sie sich verpflichten, einen Kriegstribut von zehntausend Talenten aufzubringen. Wie groß diese Summe war, kann man daraus ersehen, daß die Römer nicht wagten, sie auf einmal anzufordern, weil sie dann nicht aufzubringen gewesen wäre, sondern als einen Tribut, zahlbar in fünfzig Jahresraten.

Dann kam eine Gruppe von Vorschriften, die zukünftige Sicherungen betrafen. Damit die Karthager nie wieder durch einen Seekrieg die Macht der Römer bedrohen konnten, mußten sie sich verpflichten, alle Kriegsschiffe auszuliefern. Nur zehn Dreiruderer, kleine Kasten, die keine schwere See vertragen, ließ man ihnen. Ferner mußten sie alle gezähmten Elefanten herausgeben und sich verpflichten, nie wieder Elefanten zu zähmen. Mit diesen Elefanten hatte es eine eigene Verwandnis. Die Karthager hatten die Tiere zuerst als Kampfmittel in den Krieg eingeführt, unter den angrißbereit aufgestellten Legionen erhebliche Verwirrung angerichtet und den Römern mehrfach gerade durch sie eine Niederlage beigebracht. Deshalb hatten die Römer es in dem Friedensvertrag auf die Elefanten ebenso abgesehen wie die Engländer auf die U-Boote — beide waren den Siegern neue und unheimliche Waffen, die ihnen den größten Schaden zugefügt hatten.

Und nun kommt der letzte Paragraph, und er ist der wichtigste. Die Karthager mußten unterschreiben: in Zukunft weder außerhalb noch innerhalb Afrikas Krieg zu führen, es sei denn mit besonderer Zustimmung der Römer.

Das sind die Hauptpunkte des harten Friedensvertrages. Hart war er, denn er machte Karthago nicht nur auf fünfzig Jahre tributpflichtig, sondern es mußte auch seine politische Selbständigkeit aufgeben. Ein Land, das bisher eine beherrschende Machtposition in dem damaligen Kulturkreis der Welt eingenommen hatte, schied für immer aus der Reihe der führenden Staaten. Die Römer hingegen priesen die Gerechtigkeit des Friedens: „Alle Völker“, so heißt es wörtlich, „möchten erfahren, daß die Römer mit der gleichen Rechtlichkeit, mit der sie Kriege beginnen, sie auch endigen.“ Das Wort „Recht“ tritt uns hier entgegen. Wer muß nicht gerade über dieses Wort lächeln, das uns Deutschen seit Jahren als süße Schalmel bei allen Vergewaltigungen unseres Volkes immer wieder vorgeblasen wird!

Karthago unterzeichnete und hatte nun endlich nach sieben Kriegsjahren Frieden. Rom trat die Erbschaft Karthagos an; es öffnete sich ihm der Weg zu allen Uferstaaten des Mittelmeeres. Von jetzt ab wuchs sein Reich mit Riesenschritten, hatte doch die Nation der Römer gesiegt, und wußte sie doch auch in der größten Not, daß von dem Ausgang des Krieges ihre ganze Zukunft abhing. Die Karthager hingegen wollten den Frieden um jeden Preis, wollten ruhig ihrem Geschäft nachgehen. Als ob ein Staat ohne politische Macht Handel treiben könnte! Die große Masse des karthagischen Volkes hatte keine Ahnung, was dieser Friede für sie bedeuten sollte. Nicht einen Paragraphen haben die Römer den Karthagern erlassen. Zuerst wurden die Kriegsschiffe ausgeliefert, auf die hohe See hinausgeführt und im Anblick der Stadt verbrannt. Doch die Fortnahme der wichtigsten militärischen Hilfsmittel blieb eindrucklos auf weite Teile der Bevölkerung; im Gegenteil, sie wiegte sich in dem Glauben, jetzt nicht mehr von Kriegen heimgesucht werden zu können. Sie fühlte den Friedensvertrag erst dann, als der erste Tribut nach Verlauf eines Jahres fällig war. Das Geld war aus der Staatskasse nicht zusammenzubringen, so daß nichts weiter übrig blieb, als dem Lande schwere Steuern aufzuerlegen. Erst damals erhob sich in der Sitzung des Senats von Karthago ein lautes Jammern und Klagen. In jener Senats-sitzung hat sich jenes historisch gewordene höhnische Lachen Hannibals abgespielt, der seinen eigenen Landsleuten zurief: „Ihr hättet weinen sollen, als man uns die Waffen nahm, die Schiffe verbrannte, die Kriege untersagte! Mit jener Wunde empfangen wir den Todesstreich. Ihr merkt das Unglück des Staates nur dann, wenn es euch persönlich trifft. Euch erbittert nur die Einbuße an Geld. Jetzt jammert ihr, weil ihr die Steuern aus eigenem Vermögen aufbringen sollt.“

Der Tribut wurde zunächst für ein Jahr gezahlt. Im nächsten Jahr war er wieder fällig, wieder fehlte es an Geld. Um die Steuern zu erhöhen und besser zu erfassen, setzte man

Hannibal, der militärisch so Ausgezeichnetes geleistet hatte, jetzt in die Verwaltung ein, da man hier eine gleiche Tüchtigkeit von ihm erhoffte. Er griff mit rauher Hand durch. In Karthago hatte sich nach dem Friedensschluß eine Bande von Schiebern aufgetan, die in der Not des Vaterlandes ihre Tasche zu füllen suchten. Gerade unter den Steuerbeamten saßen die ärgsten Schieber, die sich große Unterschlagungen öffentlicher Gelder hatten zuschulden kommen lassen. Hannibal deckte die Mißstände vor dem ganzen Volke auf. Die Schieber rächten sich, indem sie Hannibal, um ihn los zu werden, bei den Römern denunzierten. Rom schickte ein Kriegsschiff nach Karthago, um Hannibal zu verhaften. Im letzten Augenblick wurde er von Freunden vor der drohenden Gefahr gewarnt und entfloh unter lebhaften Klagen über das zukünftige Schicksal seiner Vaterstadt. In Karthago aber war man so ehrlos, sein Vermögen zu beschlagnahmen und den Römern auszuliefern, sein Haus niederzureißen und als Zeichen der Verachtung den Pflug über seine einstige Wohnstätte zu ziehen.

Raum war die Stadt trotz der Tributzahlungen einigermaßen wieder in einen inneren Gleichgewichtszustand geraten, da ereignete sich unerwartet eine schwere Störung ihres Lebens. Massinissa, der Nachbar, fiel eines schönen Tages in die fruchtbare karthagische Grenzlandschaft Emporia ein und zwang sie zu hohen Abgaben. Dieses Verbrechen war eine offenkundige Verletzung des Friedensvertrages. Karthago sandte deshalb Protest auf Protest nach Rom, schließlich eine Gesandtschaft, doch alle Vorstellungen blieben gänzlich ergebnislos; es mußte nicht nur die Landschaft Emporia an Massinissa abtreten, sondern obendrein noch fünfhundert Talente hinzuzahlen, weil es das Gebiet angeblich unrechtmäßig besessen hätte.

Nachdem Massinissa die Landschaft Emporia auf so einfache Weise bekommen hatte, fiel er nach einigen Jahren in ein weiteres Stück karthagischen Bodens ein, in das fruchtbare Tal des Bagradasflusses. Zur Untersuchung des Vorfalls schickten die Römer eine Kommission nach Karthago. An ihre Spitze stellten sie einen Mann, der es in seiner Jugend miterlebt hatte, wie Hannibal vor den Toren Roms stand, und der deshalb einen unauslöschlichen Haß gegen Karthago in sich trug; es war Kato. Er kam nach Karthago, sah, daß die Stadt sich im Laufe mehrerer Jahrzehnte wieder erholt

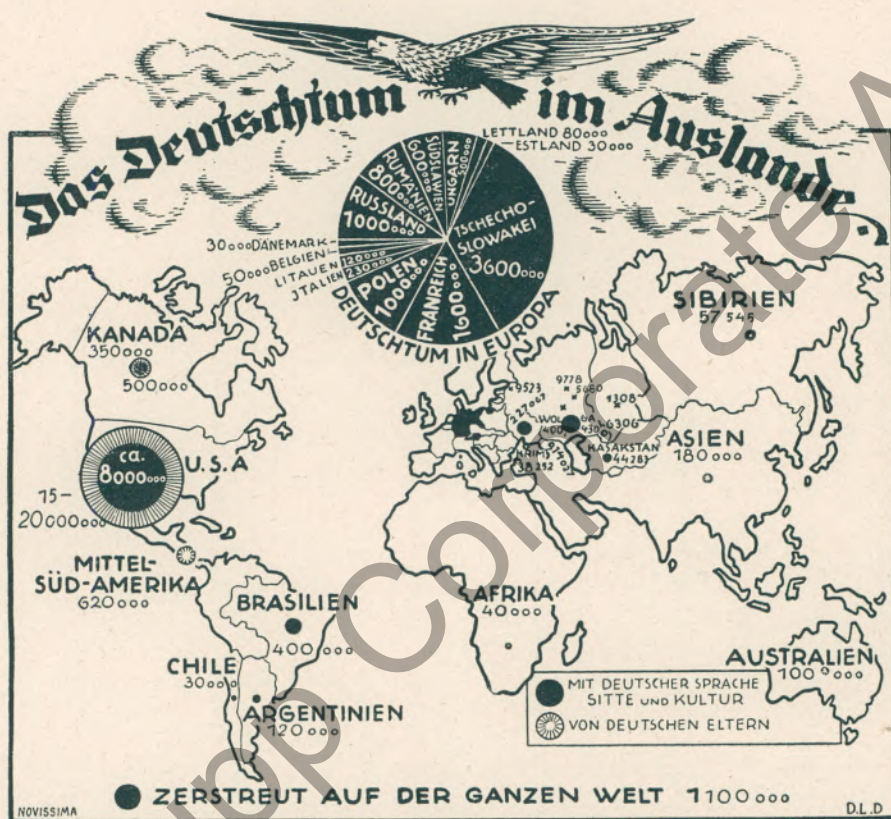
hatte, sah, daß die Handelsgeschäfte, wenn auch langsam, wieder in Gang gekommen waren, und wie trotz der schweren Lasten wieder ein gewisser Wohlstand eingezogen war. Diese Verhältnisse entfachten erst recht seinen Haß. Er kehrte zurück nach Rom und erstattete jenen kurzen Bericht, indem er in der Sitzung des römischen Senats einen Zweig mit Feigenfrüchten hochhielt und sprach: „Ein Land, in dem so schöne Früchte wachsen, muß römisch werden“ — und Massinissa bekam wieder Recht. Kato aber hat seitdem nicht geruht, immer und immer wieder den Haß gegen Karthago zu schüren. Ein geflügeltes Wort ist der Schluß einer jeden seiner Reden geworden: „Ceterum censeo Carthaginem esse delendam“ — „Ich werde nicht müde, immer von neuem zu fordern: Karthago muß zerstört werden!“

Die Karthager begannen jetzt in ihrer Verzweiflung, Truppen zur Abwehr weiterer Einfälle des Massinissa an der Grenze aufzustellen. Massinissa war verschlagen genug, nicht dagegen zu rüsten, sondern nur die Karthager aufs äußerste zu reizen, bis es an der Grenze zu Plänkereien und kleinen Kampfhandlungen kam.

Jetzt griffen die Römer ein: „Ihr Karthager habt unterschrieben, wie wieder innerhalb oder außerhalb Afrikas Krieg führen zu wollen. Ihr habt den Friedensvertrag gebrochen, ihr müßt dafür büßen!“ Endlich hatten sie den so lange gesuchten „anständigen“ Vorwand, aufs neue gegen Karthago zu Felde zu ziehen: „Auf einen gerechten Beginn eines Krieges nehmen die Rö-

mer große Rücksicht“, sagt uns der Schriftsteller Polybios, der diese Dinge miterlebt hat. Außerdem war von den Römern der Zeitpunkt sehr geschickt gewählt: die letzte Goldrate war gerade bezahlt.

Jetzt zeigte sich Karthago wieder in seinem ganzen völkischen Tiefstand. Eine schamlose Untermüßigkeit offenbarte es gegenüber Massinissa und Rom. Man erklärte sich bereit, jede gewünschte Strafe auf sich zu nehmen, und schickte eine Gesandtschaft mit unumschränkter Vollmacht, die sich ihnen auf Gnade und Ungnade ergeben sollte. Polybios fügt vor mehr denn zweitausend Jahren die schlichten Worte hinzu: „Das Volk, das sich den Römern auf Gnade und Ungnade ergibt, übergibt ihnen fürs erste sein Land und die darin befindlichen Städte, hiermit aber zugleich auch alle im Lande und in den Städten befindlichen Männer und Frauen, ebenso Flüsse, Häfen, Tempel,



Deutsches Volkstum findet sich nicht nur in den fast ausschließlich von Deutschen bewohnten Staaten, dem Deutschen Reich, Österreich und Danzig, sowie der zu über zwei Drittel deutschen Schweiz und in dem breiten Grenzlandgürtel, sondern in alle Welt zerstreut. Viele Millionen der fremdnationalen Staaten angehörenden Deutschen haben seit Generationen das Zugehörigkeitsgefühl zur deutschen Kulturgemeinschaft bewahrt. Bedauerlicherweise sind aber auch Millionen deutscher Abkömmlinge durch ihren Aufenthalt im Ausland dem Deutschtum verlorengegangen. Insbesondere ist Nordamerika „ein Massengrab deutschen Volkstums“ geworden.

Gräber. Kurz, den Römern gehört nun alles, ihm selbst aber gar nichts mehr."

Die Gesandtschaft der Karthager, die Vollmacht besaß, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, wurde in Rom in feierlicher Senatsitzung empfangen. Wie Hohn klingen die Begrüßungsworte: Die Karthager hätten einen guten Entschluß gefaßt, sich den Römern auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Man wolle ihnen deshalb besondere Vergünstigungen einräumen, ihnen ihre Unabhängigkeit, ihr Land und ihr öffentliches wie auch privates Eigentum lassen, jedoch nur, wenn sie zwei Bedingungen erfüllten: erstens sollten sie in dreißig Tagen dreihundert Geiseln stellen, und zweitens sollten sie die weiteren Befehle der Konsuln, der römischen Heerführer, abwarten.

Was hieß: weitere Befehle abwarten? Man unterschrieb trotzdem.

Der erste Befehl wurde von den Karthagern sofort ausgeführt. Unter großem Jammer der Stadt wurden dreihundert Jünglinge zum Hafen gebracht und nach Sizilien verschifft, wo der Gegner sie in Empfang nahm, um sie von dort aus in die römischen Kerker zu stecken, aus denen sie nie wieder herausgekommen sind. Noch stand kein Feind auf afrikanischem Boden. Da landeten im Jahre 149 v. Chr. 84000 Mann in der Ebene von Karthago, angeblich, weil die Entschuldigungen nicht genügend waren. Die Karthager sahen diese große militärische Expedition ruhig an, lieferten für die Truppen die Verpflegung und — bezahlten das ganze Unternehmen. Die Stadtältesten wurden ins römische Lager gebeten. Im Anblick des in voller Pracht aufgestellten römischen Heeres wurde ihnen eröffnet, daß ihr Entschluß, sich zu allem bereit zu erklären, rühmender Anerkennung wert sei, sie müßten nur noch „alle Waffen sonder Trug ausliefern“. Die Karthager zögerten erst, dem Befehl nachzukommen. Doch der Gegner blieb unerbittlich. So übergaben sie 200000 Rüstungen mit allem dazugehörigen Material, ferner 3000 Wurfmaschinen, d. h. schwere Geschütze. Man gedachte aller Welt dazutun, daß man aufrichtig den Frieden wolle und dem Handel und dem Geschäft nachzugehen beabsichtige.

Nachdem die Stadt völlig wehrlos gemacht war, holten die römischen Konsuln — angeblich erst jetzt — den endgültigen Entscheid des römischen Senats ein, der kurz und barsch lautete: Zerstörung der Stadt! Die Bewohner konnten sich zwei Meilen vom Meer entfernt wieder ansiedeln. Jetzt endlich war es auch dem Einfältigsten in Karthago klar geworden, worauf die römische Politik gezielt hatte: Vernichtung der eigenen Heimat, Vernichtung des eigenen Volkes.

Erst in diesen letzten Lebensstunden hat Karthago gezeigt, was ein zum Tode verurteiltes Volk schließlich zu leisten im-

stande ist. Die Tore der Stadtmauer wurden verrammelt, alle öffentlichen Gebäude abgerissen, um die Balken und das Metall zur Herstellung neuer Verteidigungsanlagen zu gewinnen. Die Frauen ließen sich die Haare scheren, um aus ihnen Stränge zur Spannung der Wurfmaschinen anzufertigen. Aber selbst jetzt noch vertrauten die Karthager auf ihr gutes Recht. „Die Götter werden die offenbare Vertragsbrüchigkeit der Römer nicht ungestraft lassen.“ Als ob man Recht bekäme, wenn man keine Macht hat!

Rom beauftragte Scipio, ein Adoptivkind des einstigen Bezwinners Hannibals, Karthago zu nehmen, was diesem dann auch in kurzer Zeit gelang. Er baute quer vor die Hafenbecken einen Damm, auf den er schwere Wurfmaschinen bringen ließ, mit denen in die Stadtmauern Breschen geschlagen wurden. Dann drang man in die innere Altstadt.

In mehrtägigem Straßenkampf wurde alles niedergemacht, um nunmehr den Sturm auf die Burg, die Byrsa, beginnen zu können, die die Stadt beherrschend überragte und vom Tempel des Heils gekrönt war. Sie war die Zufluchtsstätte der letzten Verteidiger. Als sie fiel, war die Einnahme Karthagos vollendet.

Siebzehn Tage brannten die Ruinen, nachdem alles zerstört und ausgeplündert war. Bei den Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte legte man eine Aschenschicht wieder frei, die trotz ihrer Erhärtung und Zusammenpressung noch fünfzig bis fünfundsiebzig Zentimeter mächtig war. Der römische Priester mußte den Fluch über die Trümmer sprechen: „Niemand soll sich wieder ein Haus erheben noch ein Kornfeld erstehen dort, wo Karthago lag, unbe-

wohnt und unbetreten soll fortan diese Stätte sein!“ Und so ist es auch gekommen; bis zur heutigen Zeit entstand dort nie wieder eine Großstadt, trotz der günstigen Lage des Platzes. Ein Ruinenfeld, von Männern der Wissenschaft oder von Reisenden aufgesucht, dehnt sich hier bis in unsere Tage aus, und die kleinen Gruppen von Zypressen, Oliven, Drangen und anderen Südkräutern, die ich hier 1909 am Meere wachsen sah, geben Kunde davon, wie glücklich dieser Fleck Erde sein könnte, auf dem sich einmal ein ganzes Volk heimisch fühlte. Von der gesamten Einwohnerschaft der Stadt, die 750000 Seelen betragen haben soll, sind 50000 übrig geblieben, die meistens schon vor der endgültigen Zerstörung dem Gegner als Gefangene in die Hände gekommen waren. Sie wurden als Sklaven über die ganzen Länder des Mittelmeeres verkauft, um das Geschlecht der Karthager auszurotten. Tatsächlich wurde so einer der lebendigsten Kulturmittelpunkte der damaligen Zeit bis auf den letzten Rest hin vernichtet. Der Römer handelte nach dem Jahrtausende alten Grundsatz: „Die möglichst vollständige Vernichtung des Gegners ist der denkbar größte Sieg.“

Das Volk, das an sich verzweifelt,
an dem verzweifelt die Welt, und die
Geschichte schweigt auf ewig von ihm.

Unser Volk ist in einem jeglichen von
uns — darum lasset uns wacker sein!

Immer rufe ich: „Vaterland und Freiheit!“ Dieser Ruf muß bleiben, wenn
lange unserer Gräber Sand und unsern
Staub die Winde treiben.

Ernst Moritz Arndt.

Die Rheinlandräumung.

Wenn das Mißtrauen in den sehr feierlich gegebenen Zusagen ausgebreitet und erhärtet wird durch die Nichterfüllung auf diesem Gebiet, so ist die Gefahr vorhanden, daß die Zuversicht auf anderen Gebieten mit erschüttert wird.

Unsere Entwaffnung bis zur Nacktheit ist das Äußerste, was man fordern kann.

Stresemann in der Reichstagsrede vom 23. Juni 1927.



Abbildung 1. Gußeiserne Brücke über den Kupfergraben in Berlin.

Nach „Abbildungen der eisernen Waaren, welche auf den Königl. Preuss. Eisenwerken zu Malapane, Gleiwitz und Kreuzburg in Schlesien gegossen werden“. 1. Heft (1799), Tafel 2

Alte gußeiserne Brücken.

Von Herbert Dickmann, Düsseldorf.

Es verlohnt sich, im Zeitalter des hochwertigen Baustahls einmal die Blicke rückwärts zu wenden auf die Anfänge des Eisenbaues, die Zeit vor 150 Jahren, als man Gußeisen im Brücken- und Hochbau vielfach da verwandte, wo heute nur Stahl gebraucht wird.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war die Darstellung des Roheisens mit Koks in England Tatsache geworden¹. Aber noch war die Holzkohle zur Umwandlung des Roheisens in schmiedbares Eisen nicht zu entbehren, da bei der Verwendung von Steinkohle oder Koks im Frischfeuer das Eisen zuviel Schwefel aufnahm und kaltbrüchig wurde. Die Folge davon war, daß man das Eisen in der Form zu verwenden versuchte, in der der Hochofen es lieferte: als Rohe oder besser Gußeisen. Und so sehen wir dann in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in England eine Blüte des Eisengusses und eine vielseitige Verwendung des Gußeisens, das erst von der Jahrhundertwende an von dem nunmehr durch das Puddelverfahren in größerer Menge entfallenden Schmiedeeisen nach und nach verdrängt wurde. Das gleiche Bild der Entwicklung zeigt sich in Deutschland einige Jahrzehnte später, weil der Kokschofen und das Puddelverfahren hier erst etwa vierzig Jahre später als in England zur Einführung kamen. Auch hier sehen wir als

Folge der Einführung des Kokschofens eine Blütezeit des Eisengusses, die in den Prachtgüssen der Königlichen Eisengießerei zu Berlin und Gleiwitz ihre Höhe erreichte.

Unter den Leistungen der Eisengießerei der damaligen Zeit ragen auch die Brückenbauten nicht allein durch ihre Größe hervor, sondern auch durch die Kühnheit, mit der sie ausgeführt sind. Coalbrookdale in der Grafschaft Shropshire, die Pflegestätte des Eisenhüttenwesens im achtzehnten Jahrhundert, kann für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, die älteste gußeiserne Brücke zu besitzen. Zwar war der Gedanke, Brücken aus Metall zu bauen, nicht neu. Kettenbrücken gab es schon gegen Ende des Mittelalters und im siebzehnten Jahrhundert. 1741 überquerte man den Tees bei Windy (Durham, England) durch einen Kettensteg von 20 m Länge und 60 cm Breite, der auf einer Seite mit einem Geländer versehen war.

Der Verkehr auf dem Severn, dem Flüsschen, an dem Coalbrookdale liegt, und das diese Stadt von dem Orte Broseley trennte, war infolge der blühenden Industrie so stark geworden, daß die Fähre seiner nicht Herr werden konnte. Infolgedessen faßte Abraham Darby III.² den

² Zum Unterschiede von seinem Vater und Großvater gleichen Namens. Abraham Darby I. begann die Versuche zur Verhüttung der Eisenerze mit Koks; sein Sohn Abraham Darby II. führte die Versuche weiter, und es gelang ihm, im Jahre 1735 Roheisen ausschließlich mit Koks zu erblasen.

¹ Johannsen: Geschichte des Eisens, 2. Aufl., Düsseldorf 1925, S. 125.

Entschluß, die beiden Ortschaften durch eine gußeiserne Brücke zu verbinden. Jedoch wollte sich kein Baumeister finden, der den Plan für ein solches Bauwerk entwarf, bis man in Thomas Gregory, einem Modelleur in Coalbrookdale, den richtigen Mann fand, der unter Abraham Darbys Leitung den Entwurf der Brücke anfertigte. In den Jahren 1777 und 1778 erfolgte der Guß der Brückenteile; die Montage dauerte drei Monate. Die Brücke (Abb. 4) konnte im Jahre 1779 dem Verkehr übergeben werden. Sie besteht aus einem einzigen Bogen von 30,5 m Sehne, die Höhe des Bogens beträgt 12 m. Die mit Ton und Eisenschlacken gepflasterte Fahrbahn ist 7,3 m breit. Einer Beschreibung der Brücke aus dem Jahre 1797³ seien noch folgende Einzelheiten entnommen:

„Das Gewicht des Eisens der ganzen Brücke beträgt 378 Tonnen und 10 Centner. Es ist alles in offenem Sande gegossen, und nachdem man ein großes Gerüste errichtet hatte, wurde jeder Teil der Ribben mittelst starker Laue und Ketten zu einer gewissen Höhe erhoben, und hiernächst wieder so weit herabgelassen, bis die obern Enden den Mittelpunkt erreichten. Alle Haupttheile wurden in 3 Monaten aufgerichtet ohne alle Unglücksfälle, weder an dem Werke selbst, noch an den Arbeitsleuten, noch weniger daß die Fahrt auf dem Strohm dadurch gehindert worden wäre.“

In unmittelbarer Nähe der Brücke ist eine blühende Stadt entstanden, die den Namen Ironbridge (Eisenbrücke) führt.

Die berühmteste Gußeisenbrücke⁴ Englands ist die Sunder-land-Brücke (Abb. 2) bei der Stadt gleichen Namens über den Fluß Wear. Sie wurde von Rowland Burdon entworfen und bestand aus gußeisernen Klößen von 1,5 m Breite und 1,2 m Dicke, die durch schmiedeeiserne Anker und Klammern verbunden waren. Der Grundstein dieser Brücke wurde am 24. September 1793 gelegt. Der Guß der Brückenteile erfolgte bei Walker in Rotherham in drei Jahren, so daß die Brücke am 9. August 1796 dem Verkehr übergeben werden konnte.

Ihre Spannweite beträgt 72 m, die Bogenhöhe nur 10 m und die lichte Höhe über dem Wasserspiegel 30,5 m. Das Gewicht der Brücke beträgt nur 250 Tonnen, die Baukosten beliefen sich auf 26 000 Pfund Sterling.

Als man eine Nachbildung der Coalbrookdale-Brücke bei Stamford über den Lemeßfluß errichtete, brach diese Brücke gleich nach der Fertigstellung zusammen. Der schon oben erwähnte Bericht aus dem Jahre 1797 sagt über diesen Unfall folgendes:

³ Nachricht von eisernen Brücken. Aus „Sammlung nützlicher Aufsätze und Nachrichten, die Baukunst betreffend“, Bd. 1, Berlin 1797, S. 157/169.

⁴ J. G. L. Blumhof: Enzyklopädie der Eisenhüttenkunde, 1. Bd., Gießen 1816, S. 293.

„Sie stürzte unerwartet und plötzlich Nachmittags um 4 Uhr ein, brach gerade im Mittelpunkt des Bogens, und war in einem Augenblick von den Fluthen verschlungen. Die Arbeitsleute waren eine Stunde vorher davon gegangen, um in einem benachbarten Hause ihren Wochenlohn zu erhalten. Ein alter Mann und ein Knabe standen auf der Brücke, als sie sank. Jener sprang in den Fluß und schwamm glücklich durch, dieser fiel mit den Eisensplittern herunter, kam aber dennoch unbeschädigt wieder zum Vorschein. Die Brücke war bis auf die Geländer fertig. Wagen hatten sie

noch nicht befahren. Ihre Öffnung war ungefähr 90 Fuß. Man glaubte, daß die Ursache ihres Falls die schlechte Qualität des Eisens gewesen sey, welches um mehrere Grade lockerer wäre, als das, welches man zu der berühmten eisernen Brücke bey Coalbrookdale gebraucht hat. Das Mauerwerk ist unbeschädigt geblieben. Dieser Unglücksfall lehret, daß man wenigstens mit schlechtem oder sprödem Eisen einen solchen Bau nicht unternehmen müsse, und es um so mehr Vorsicht erforderte, wenn man befürchten muß, daß ohne vorherige Anzeige der Fall so schnell

erfolgt, und daher nicht zu Hülfe gekommen werden kann.“

In Preußen wurde die erste gußeiserne Brücke im Jahre 1794 über das Striegauer Wasser bei Laasan (Niederschlesien) gebaut (Abb. 3). Sie wurde im Auftrage des Grafen von Burghaus auf dem Eisenhüttenwerke zu Malapane durch Baildon gegossen. Ihre Stützweite beträgt etwa 13 m, ihre Breite etwa 6 m. Auch diese Brücke ist heute noch in der ursprünglichen Form erhalten. Das Gewicht beläuft sich auf 960 Zentner. Bei der Anfertigung der Gußstücke hat auch der um das oberschlesische Berg- und

Hüttenwesen hochverdiente Graf Reuden beratend mitgewirkt. Im August 1794 wurden die ersten Probobogen gegossen und gegen Ende des gleichen Jahres sämtliche Teile an die Baustelle gebracht. Aber erst am 30. Juli 1796 konnte die Brücke dem Verkehr übergeben werden. Auf dem Fundament so-

wohl als auch auf den Widerlagern wurden gußeiserne Platten mit Löchern befestigt, in die angegossene Zapfen der fünf Bogen eingriffen. Am Scheitelpunkt wurden die fünf Bogen bzw. zehn Halbbogen durch einen Gußbalken von 24 Zentnern zusammengehalten. Die Kosten der Gußstücke beliefen sich auf 3457 Reichstaler, die Kosten einschließlich Mauerwerk, Arbeitslohn, Fuhrlohn u. dgl. auf 6711 Reichstaler. Zur Einweihung der Brücke wurde nach dem Entwurf des Breslauer Medailleurs Koenig eine Bronzemedaille geprägt.

Eine weitere Brücke, die ebenfalls in Oberschlesien gegossen wurde, überspannte den Kupfergraben in Berlin (Abb. 1). Sie hatte eine Spannweite von etwa 6 m und



Abbildung 2. Sunderland-Brücke.

Nach G. Broling: Resa i England. 3. Teil. Stockholm 1817. Titelbild.

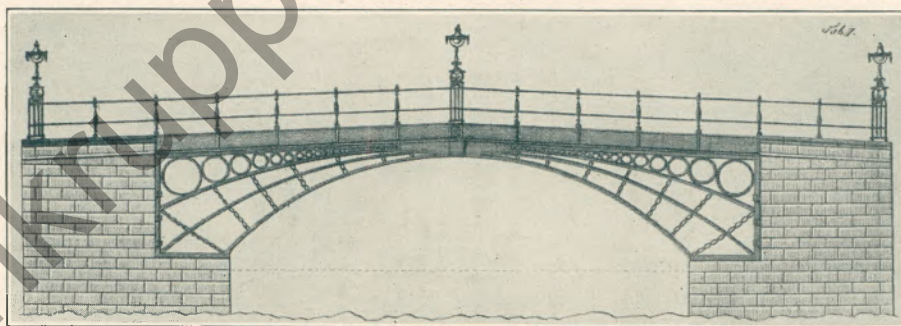


Abbildung 3. Gußeiserne Brücke über das Striegauer Wasser bei Laasan.

Nach „Abbildungen der eisernen Waaren, welche auf den Königl. Preuss. Eisenwerken zu Malapane, Gleiwitz und Kreuzburg in Schlesien gegossen werden“. 1. Heft, Tafel 1.



Abbildung 4. Gußeiserne Brücke über den Sebern bei Coalbrookdale.
Aus Hülfts Handlungszeitung 1790, S. 33—36.

wog 1288 Zentner. Die Baukosten betrugen 4720 Reichstaler. Weiter sind noch in diesem Zusammenhange zu nennen: Die Cavalierbrücke in Potsdam (1801), die Brücken im Park von Charlottenburg (1803), die kleine Brücke im Park zu Pareß (1804) u. a.

In Österreich wurde im Jahre 1815 über die Schwefach bei Baden, unweit Wien, eine gußeiserne Brücke gebaut, die 12 000 Wiener Gulden kostete. Bei der Einweihung stürzte jedoch die Brücke ein und viele Personen wurden mit den Trümmern der Brücke in die Tiefe gerissen. Eine prächtige Brücke dieser Art ist der Pont des Arts, der 1807/08 in Paris über die Seine gebaut wurde. Er bestand aus neun Bogen von je 19 m Stützweite. Fast gleichzeitig wurde der Pont d'Austerlitz in Paris errichtet, dessen fünf Bogen je eine Öffnung von 32 m haben. In diesem Zusammenhang sind noch die Versuche des Geheimrats von Wiebecking zu erwähnen, der statt der gegossenen Stäbe Röhren für den Brückenbau verwenden wollte. Blumhofs berichtet über Versuche mit einem Modell, das 105 Pfund wog, das

⁵ A. a. O. S. 297.

aber 6244 Pfund zu tragen in der Lage war und sich dabei nur wenig durchbog. Da sich also das Gewicht der Brücke zum Gewicht der Belastung wie 1 zu 59 verhielt und die Eisenmasse des Modells zu einer danach auszuführenden Brücke wie 1 zu 513, so konnte, nach Blumhofs Meinung, „eine solche Brücke mit den größten Lastwagen bedeckt werden“.

Aber alle Bestrebungen, die gußeisernen Brücken zu verbessern und sie den Bedürfnissen des steigenden Verkehrs anzupassen, mußten scheitern einmal an der geringen Festigkeit dieses Werkstoffes und zum andern an dem Vordringen des Schweißeisens als Baustoff, dessen Festigkeitseigenschaften weit besser waren. Im Jahre 1796 erhielt John Nash in England ein Patent auf eine schmiedeeiserne Brückenkonstruktion, nachdem Finley ein Jahr vorher die erste Kettenbrücke in Nordamerika erbaut hatte. Damit hatte die Einführung des Schweißeisens als Brückenbaustoff begonnen, dessen Verwendung bis in die letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts dauerte. Dann trat der Flußstahl seinen Siegeslauf an.



Die Einkommensteuer des Amerikaners und des Deutschen.

In welch abnormem Ausmaße der deutsche Staatsbürger durch öffentliche Abgaben belastet ist — eine zwingende Notwendigkeit, die auf das Konto des Versailler Vertrages zu setzen ist —, ergibt sich allein schon aus dem Vergleich der Einkommensteuer in Amerika und in Deutschland, gar nicht zu reden von sonstigen Steuerlasten, die der Amerikaner nicht einmal dem Namen nach kennt. Das amerikanische „Existenzminimum“, d. h. die Grenze der völligen Steuerfreiheit, beträgt in Amerika bei einer ledigen Person 1500 Dollar Jahreseinkommen, also rund 6300 Mark — in Deutschland 1200 Mark Roheinnahmen! Eine verheiratete Person, „die mit dem Ehemann oder der Ehefrau zusammenlebt“, brauchte eine Steuererklärung im Frühjahr 1927 überhaupt nicht abzugeben, hat keine Einkommensteuer zu entrichten, wenn das Reineinkommen der Eheleute 3500 Dollar, also 14 700 Mark, nicht überschritten hat; das Existenzminimum eines Ehepaares ohne Kinder beträgt in Deutschland 1300 Mark! Der steuerfreie Einkommensanteil beträgt in Amerika bei ledigen Personen

1500 Dollar = 6300 Mark, bei verheirateten 3500 Dollar = 14 700 Mark. Außerdem werden die „Familienermäßigungen“ in der Weise berücksichtigt, daß der Steuerzahler 400 Dollar = 1680 Mark steuerfrei hat für jede Person, deren hauptsächlichster Ernährer er ist, sofern diese noch nicht 18 Jahre alt ist oder sich infolge körperlicher oder geistiger Gebrechen nicht selbst ernähren kann. Der steuerfreie Einkommensanteil beträgt in Deutschland 720 Mark, die Familienermäßigungen je 100 Mark für die Ehefrau und das erste Kind; letztere steigern sich zwar je nach der Kinderzahl, aber nicht annähernd in dem Verhältnis, wie in Amerika. Der Normalsteuertarif beträgt in Amerika $1\frac{1}{2}\%$ auf die ersten 4000 Dollar (16 800 Mark), die das steuerfreie Einkommen überschreiten, 3 % auf die folgenden 4000 Dollar, 5 % auf den Rest des Einkommens. Außerdem kommt von 10 000 Dollar ab eine Zuschlagsteuer (Surtax) in Betracht. Der deutsche Tariffatz beträgt schon für die ersten angefangenen oder vollen 8000 Mark 10 %!

Dr. H. v. S.

Das Rätsel der Materie.

Was man heute von der Katalyse wissen muß.

Von Professor Dr. Ebner, Aachen.

Es gibt wohl kaum ein Wort, das man heutzutage in der chemischen Wissenschaft und Industrie soviel hört wie das Wort Katalyse. Die große Ausstellung der amerikanischen chemischen Industrie im Herbst 1925 zu New York war fast ausschließlich den Erfolgen der Katalyse in der Technik gewidmet und stand unter den beiden bezeichnenden Kennworten: Die Chemie katalysiert den Handel (Chemistry catalyses Commerce) und Die Katalyse schafft Industrien (Catalysis recreates Industries). Auf der soeben beendeten 40. Hauptversammlung des Vereins Deutscher Chemiker klang in allen Ausführungen und Vorträgen immer wieder ein Grundmotiv an: Katalysatoren.

Die bedeutendsten Fortschritte der deutschen chemischen Forschung und Technik in den letzten Jahren sind fast durchweg katalytische. Hierher gehört z. B. die Herstellung des künstlichen Holzgeistes (Methanols) durch die Badische Anilin- und Sodafabrik, wodurch die uralte Technik der Holzverkohlung in den Meilern dem Untergang geweiht ist. Die Gewinnung von Erdölprodukten nach Art des Benzins und Petroleums aus der Kohle nach dem Verfahren des Mülheimer Kohleninstituts beruht auf Katalyse, ebenso die Umwandlung des bekannten Äthylengases in Alkohol und Essigsäure durch den Wackerkonzern in München. Welchen Wert die heutige Wissenschaft der Erforschung der Katalyse beilegt, geht auch daraus hervor, daß bereits zweimal der berühmte internationale Nobelpreis für Chemie an zwei Chemiker verliehen ist, die sich um die Aufklärung des Rätsels der Katalyse besondere Verdienste erworben haben: 1909 an Wilhelm Ostwald in Leipzig und 1912 an Paul Sabatier in Toulouse.

Angesichts der von Tag zu Tag wachsenden Bedeutung der Katalyse, die noch kürzlich Direktor Dr. Mittasch von der Badischen Anilin- und Sodafabrik als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten bezeichnet hat, in dem der phantasiebegabte und ausdauernde Chemiker noch reiche Ernten finden wird, dürfte es auch für weitere Kreise nicht uninteressant sein, über das Wesen und die Natur der Katalyse einige Aufklärung zu erhalten.

Was ist zunächst Katalyse, und was bedeutet dieses Fremdwort? Es stammt aus dem Griechischen und bedeutet soviel wie „Auslösung“. Mit diesem Wort fasste 1836 der große schwedische Chemiker Berzelius eine Reihe von damals gerade bekanntgewordenen chemischen Vorgängen zusammen, die dadurch gekennzeichnet waren, daß sie nur bei Anwesenheit von besonderen Stoffen bewirkt wurden, deren Bestandteile in den Endprodukten selbst nicht vorkamen, und die daher durch den chemischen Vorgang auch nicht verbraucht sein konnten. Diese merkwürdigen Stoffe riefen also nur durch ihre bloße Gegenwart chemische Vorgänge hervor, die ohne sie überhaupt nicht eintreten würden, und wurden deshalb von Berzelius als Auslöser oder Katalysatoren, der durch sie verursachte Vorgang als Katalyse bezeichnet. Die Kata-

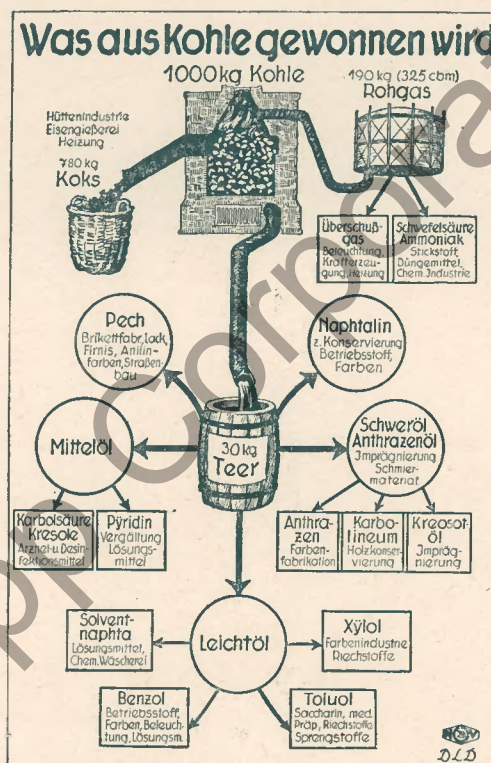
Isolatoren waren also gewissermaßen die Heingeldmännchen der Chemie, die großen Zauberer, die nur ihren Zauberstab zu schwingen brauchten, um sofort neue Stoffe ins Leben treten zu lassen. Diese Anschauung von Berzelius, daß die Katalyse eine Auslösungserscheinung eines sonst gehemmten und nicht vorhandenen chemischen Vorgangs sei, beherrschte die Chemie bis 1900.

In diesem Jahr begründete der Leipziger Physiko-Chemiker Wilhelm Ostwald eine neue Auffassung der Katalyse, die noch heute gültig ist. Wenn es sich nämlich bei der Katalyse nur um eine bloße Auslösung von chemischen Vorgängen handeln würde, müßte es völlig gleichgültig sein, in welcher Menge der Katalysator vorhanden ist, vorausgesetzt nur, daß ein bestimmter Mindestwert überschritten wird. Genau so, wie es

beim Öffnen einer Schleufe gleichgültig ist, mit welcher Kraft der sie verstellende Handgriff ausgeführt wird, wenn er nur das für die Öffnung erforderliche Mindestmaß von Kraft erreicht. So wenig dann die Geschwindigkeit des abfließenden Wassers von der Kraft abhängt, mit der die Schleufe geöffnet wird, ebensowenig kann auch die Geschwindigkeit des Verlaufs eines chemischen Vorgangs von der Größe der ihn auslösenden chemischen Kraft, also von der Menge des Katalysators, abhängen. Aber siehe da, als nun Ostwald, Arrhenius, Bredig und andere Chemiker Versuche an den verschiedensten chemischen Körpern wirklich ausführten, ergab sich, daß die Geschwindigkeit des Ablaufs der katalytischen Vorgänge mit steigender Menge des zugesetzten Katalysators ständig wächst und ihr in unverkennbarer Gesetzmäßigkeit mehr oder weniger proportional (verhältnismäßig) ist. Auf Grund dieser Untersuchungen kam schließlich Ostwald zu der heutigen Erklärung der Katalyse, wonach diese nur die Beschleunigung eines an sich schon

vorhandenen, aber äußerst langsam verlaufenden chemischen Vorgangs durch die Gegenwart fremder Stoffe ist die aber im Endprodukt nicht zutage treten. Der Katalysator ist also gewissermaßen ein Schmiermittel, durch das chemische Vorgänge, die sonst nur unmerklich langsam verlaufen, in ihrem Ablauf beschleunigt werden, genau so, wie ein Räderwerk, das infolge zu großer Reibung nur noch langsam geht, sofort wieder rascher läuft, wenn man etwas Schmieröl auf die Achse bringt, ohne daß das Öl selbst durch seine Wirkung vermindert oder die Spannkraft der das Räderwerk treibenden Feder dadurch irgendwie beeinflusst wird.

Merkwürdig bleibt dabei allerdings die Tatsache, daß die Menge eines Katalysators nur verschwindend klein zu sein braucht, um eine beschleunigende Wirkung herbeizuführen. Während ein Gemisch von Sauerstoff und Wasserstoff, das sogenannte Knallgas, bei gewöhnlicher Temperatur keine Spur von Wasserbildung zeigt, genügt der Zusatz von ein zehntel Milligramm (der zehntausendste Teil eines Gramms!) fein verteilten Platins, um die fünfzigtausendfache Knallgas-



menge zur Vereinigung zu bringen, und bei den Versuchen von Bredig katalysierte die winzige Menge von ein dreitausendstel Milligramm Gold eine mehr als millionenmal so große Menge von Wasserstoffsuperoxyd. Dieses seltsame Verhältnis zwischen einer kleinen Ursache und einer großen Wirkung teilen die Katalysatoren mit einer Reihe von Stoffen, die schon lange aus der Lebenstätigkeit der Tier- und Pflanzenkörper bekannt sind und als Enzyme oder Fermente bezeichnet werden. Diese Enzyme, die in der lebenden Natur außerordentlich verbreitet sind, sich auch in unserem Speichel, Magensaft, in der Bauchspeichel- und anderen Drüsen befinden, befolgen nach den neuesten Untersuchungen von Willstätter, Abderhalden und anderen dieselben Gesetze wie die Katalysatoren und unterscheiden sich von ihnen nur durch ihren komplizierteren chemischen Aufbau.

Während anfangs die Zahl der bekannten Katalysatoren recht bescheiden war und sich fast auf das fein verteilte Platin beschränkte, ist die neuere Entwicklung der Katalyse gerade dadurch gekennzeichnet, daß sich der Kreis der Katalysatoren immer mehr und mehr erweitert hat. Heute weiß man, daß fast alle in fester Form vorliegenden Grundstoffe und Verbindungen für die Herbeiführung von Katalysen in Betracht kommen; besonders sind es die Metalle der Eisengruppe, also außer Eisen vor allem Nickel, Kobalt, Chrom und Mangan, die in der anorganischen Großindustrie das Platin fast vollkommen verdrängt haben. So ist z. B. bei einem der glänzendsten großindustriellen Vorgänge, der katalytischen Verbrennung der schwefligen Säure zu Schwefelsäure nach dem sogenannten Kontaktverfahren, das teure Platin seit 1898 fast vollständig durch das billige Eisenoxyd ersetzt, genau so, wie bei der Verbrennung von Ammoniak zu Salpetersäure wismuthaltiges Eisen die ursprünglichen Platinneze zu verdrängen beginnt. Von besonderer Bedeutung ist heute das Nickel mit seinen Salzen als Katalysator für die Anlagerung von Wasserstoff an bestimmte Stoffe geworden, die sogenannte Hydrierung, wie sie heute in der Industrie so vielfach ausgeübt wird. Als Beispiel erwähnen wir nur die Härtung der Fettsäure, bei der Leane und minderwertige Pflanzenöle mittels feinverteilten Nickels als Katalysator in feste Speisefette (Margarine, Palmin usw.) verwandelt werden.

Wichtig ist aber bei allen neueren Katalysen die Reinheit der Katalysatoren und der zu katalysierenden Stoffe. So wie es Körper gibt, die durch ihre Gegenwart die chemischen Vorgänge beschleunigen, gibt es umgekehrt auch solche, die durch ihre Gegenwart die chemischen Vorgänge verzögern oder sogar ganz aufheben; man nennt sie hemmende oder negative Katalysatoren. Es sind fast durchweg solche Stoffe, die sich auch für den lebenden Körper als starke Gifte erweisen, wie Blausäure, Arsenverbindungen, Schwefelverbindungen und andere mehr. Schon Kniepsch hatte bei seiner katalytischen Verbrennung der schwefligen Säure zu Schwefelsäure die schädliche Wirkung von Arsen, Wismut, Quecksilber und anderen Beimengungen in den Röstgasen erkannt. Bei der von Haber 1908 theoretisch begründeten und heute in Oppau und dem Leunawerk im großen durchgeführten Vereinigung der Elemente Stickstoff und Wasserstoff zu Ammoniak mittels Katalysatoren zeigte sich, daß das als Katalysator benutzte Eisen durch Beimengungen kleiner Mengen Schwefel vollkommen unbrauchbar wird. Auch bei dem neuen Verfahren der Kohleverflüssigung nach Fischer-Tropsch muß das dabei benutzte Wassergas vollständig frei von allen Schwefelverbindungen sein.

Es ist jedoch bemerkenswert, daß es zu diesen sogenannten Kontaktgiften auch ihr vollkommenes Gegenstück gibt, nämlich Stoffe, die durch ihre Gegenwart die Wirksamkeit der Katalysatoren außerordentlich verstärken, und die daher als Verstärker oder Aktivatoren der Katalyse bezeichnet werden. So hat sich z. B. ergeben, daß gerade das Eisen durch zahl-

reiche Beimengungen von metallischer und anderer Art als Katalysator sowohl nach seiner Stärke wie auch Dauerhaftigkeit bedeutend verbessert werden kann. Besonders auffällig ist diese Verbesserung eines Katalysators durch bestimmte Zusätze heute bei der Verarbeitung des bekanntlich durch die Vergasung der Kohle unter Zufuhr von Wasserdampf gewonnenen Wassergases zu erdöhlähnlichen Flüssigkeiten geworden; man hat es hier vollständig in der Hand, je nach der Wahl des meist aus Eisen bestehenden Katalysators und seiner Beimengungen entweder ein brennbares Gas oder den wertvollen Holzgeist oder höhere Alkohole und organische Säuren oder auch flüssige und feste Kohlenwasserstoffe nach Art von Benzin, Petroleum und Paraffin zu erhalten. Überhaupt ist die heute so wichtig gewordene Aufgabe der Gewinnung von Öl aus Kohle letzten Endes nur eine Frage der Anwendung richtiger und dauerhafter Katalysatoren und ihrer Gemische. Der Tag dürfte nicht fern sein, wo man zu jedem chemischen Vorgang auch seinen besten Katalysator angeben kann und damit zu einer sogenannten Reaktionsauslese oder selektiven (auswählenden) Katalyse gelangt ist.

Vorläufig sind wir jedoch von der vollen Beherrschung der Katalyse noch ziemlich weit entfernt, da wir auf die Frage „Warum und wie katalysieren die Stoffe?“ noch keine klare Antwort geben können. Es gibt zur Zeit noch keine allgemeine Theorie der katalytischen Erscheinungen. Am häufigsten verwendet man zu ihrer Erklärung die sogenannte rein chemische Zwischenwirkungsannahme, wonach der Katalysator nur scheinbar untätig bleibt, in Wirklichkeit sich aber mit einem der wirkenden Stoffe vereinigt und mit ihm Zwischenprodukte bildet, die dann wieder leicht und außerordentlich schnell in den ursprünglichen Katalysator und das neue Endprodukt zerfallen. Solche Zwischenprodukte sind in der Tat in verschiedenen Fällen auch schon wirklich nachgewiesen worden, so z. B. bei dem Bleikammerprozeß, wo die schweflige Säure mittels höherer Sauerstoffverbindung des Stickstoffs als Katalysator zu Schwefelsäure verwandelt wird, sowie bei der Hydrierung mittels Nickel, wo es zur Bildung von Zwischenverbindungen des Metalls mit Wasserstoff kommt. In vielen Fällen führt jedoch diese chemische Annahme von leicht zerfallenden Zwischenprodukten nicht zum Ziel und muß dann durch die sogenannte physikalische Anlagerungsannahme ergänzt werden, wonach sich an der Oberflächenschicht des Katalysators besondere Verdichtungen der zu katalysierenden Stoffe mit gleichzeitig weitgehender Änderung ihrer molekularen Zusammenhänge bilden. Auf jeden Fall ist die Katalyse kein einfacher Vorgang, sondern nach dem treffenden Ausdruck von Schönbein ein aus mehreren Akten aufgebautes Drama.

Der neueste große Fortschritt, wie er durch die Arbeiten von Haber, Bodenstein, Armstrong, Langmuir, Born und anderen in der Erforschung der Gesetze der Katalyse erreicht ist, besteht nun darin, daß es diesen Forschern gelungen ist, wenigstens in einfachen Fällen die auftretenden Geschwindigkeiten der Vorgänge im voraus zu berechnen und so die Katalyse aus dem Bereich rein stofflicher Feststellungen in das höhere Stadium rein zahlenmäßiger Messungen hinaufgeführt zu haben. Diese Unterordnung der katalytischen Vorgänge unter die allgemeinen Gesetze der Chemie dürfte der Weg sein, auf dem wir einmal zur Aufhellung des Rätsels der Katalyse gelangen werden. Vorläufig aber kann man noch auf alle die zahlreichen neuen Entdeckungen der praktisch-industriellen Katalyse die Worte der Heze aus dem Goetheschen „Faust“ anwenden:

Die hohe Kraft
Der Wissenschaft,
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt,
Dem wird sie geschenkt,
Er hat sie ohne Sorgen.



Rumänisches Bauernhaus.

Gold in Rumänien.

Von Fritz Pöhler, Freiberg i. Sa.

In Siebenbürgen, östlich von Urad, an den südlichen Ausläufern des Bihargebirges, im Tale der weißen Körös liegt in einer anmutigen Landschaft unzähliger grüner Bergkegel das Städtchen Brad. Ein paar weiße Kirchtürme mit possierlichen Zwiebeln, an den breiten holprigen Straßen niedrige

Häuser mit blendenden Renaissancefassaden und ein unförmlicher Marktplatz, der tagsüber einsam in der Sonne brüht und nachts gespensterhaft schweigt. Jeden Donnerstag kommen zu ihm von den Bergen und Tälern auf Leiterwagen mit hoher Plane die Bauern in ihrer bunten Tracht: in Schafspelzen, selbstgewebten dicken, weißen Wollkleidern mit buntbestickten Pelzwesten und hohen Mützen. Wirr durcheinander stehen die Wagen, vor ihnen hölzerne und irdene Geschirre, Wasserkrüge, phantastisch bemalt, mit dickem Bauch und schlaudem Hals; in langen Reihen zu ebener Erde sitzen die Verkäufer, vor ihnen Früchte, Fleisch, Kleider, Sandalen aus Bast und alten Autoreifen und tausenderlei Kleinram. Dichtes Gedränge wogt auf und ab, Bettler singen, Lämmer schreien, Schweine quieken; ein Bauer trägt im Arm ein niedliches Osterlamm, im anderen ein blutiges Fell. Für 60 Lei kann ich es kaufen (das sind 1,50 Mk.), — ohne Haut, — aber ich mag nicht. Am Mittag ist der Markt zu Ende, die Wagen rollen wieder talwärts, den grünen runden Bergen zu, in ihre malerischen Strohhütten mit den schön geflochtenen Zäunen und großen Heuschobern.

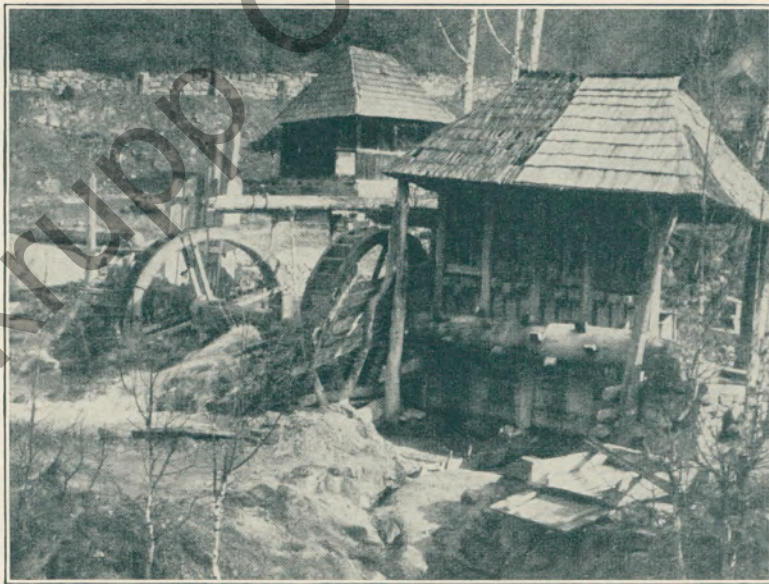
Das sind die bescheidenen freundlichen Bewohner des einstigen Landes Dazien, wo schon die Römer in den Bergen Gold suchten. Alte Funde zeugen noch heute davon. Jetzt ist es eine ziemlich rein rumänische Provinz mit einem gewissen Prozentsatz Zigeuner inmitten dieses bunten Völkergemisches im inneren Karpathenbogen. Im ganzen Mittelalter erfolgte hier ein primitiver Bergbau. Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wurde der Goldbergbau vom ungarischen Staat für frei erklärt. Der Besitzer war meist der ungarische Adel. Bald ging die Produktion zurück, gegen 1880 kaufte einen Teil der Gruben eine deutsche Aktiengesellschaft in Gotha, die Rudaer Zwölf-Apostel-Gewerkschaft. Es wurde ein neues reiches Ganggebiet auf Grube Musariu erschlossen und die Produktion stieg außerordentlich. 1919 wurde die Gesellschaft liquidiert und von der rumänischen Bergbaugesellschaft „Mica“ in Bukarest gekauft.

Wenn auch diese Gesellschaft mit einer Monatsproduktion von etwa 100 Kilogramm Gold als erster Produzent in Europa noch weit hinter den ersten Goldproduzenten der Welt, Südafrika, Alaska, Kalifornien, Australien, rangiert, so ist gerade dieses Vorkommen in Sachkreisen berühmt als reichste Freigoldgrube der Welt. Es treten ganz unvermittelt viele Kilogramm freiaussitzenden Goldes in feinen Drähnen, Blechen und moosförmig auf. Zwei bis fünf Kilogramm an einer einzigen Stelle sind auch heute durchaus keine Seltenheit. Es ist, geologisch gesprochen, ein Gangvorkommen in einem jungvulkanischen Ergußgestein, dem Andesit und Dazit. In Spalten, meist tektonischer Art oder entstanden bei der Abkühlung des Gesteins, stiegen in der Tertiärzeit metallhaltige Thermen, Gase und Dämpfe empor, die Schwermetallsulfide, besonders goldhaltige Pyrite, gediegenes Gold, absetzten und gleichzeitig das Nebengestein umwandelten, kaolinisierten. Dies umgewandelte Gestein samt den Riesen baut man heute als „Gang“ ab. Durch Witterungseinflüsse wurde im Laufe der Jahrtausende der obere Horizont der zugute austretenden Gänge ausgelugt, der Kies verwittert, das Gold in Lösung gebracht und in der Tiefe wieder ausgefällt, angereichert, „zementiert“, wie der Chemiker sagt. Diese „Zementationszone“ bedingt stets die Blütezeit des Bergbaues; nach der Tiefe zu hört diese Anreicherung wieder auf.

Die unheimlichen Goldfunde im Comstock Lode in Nevada, die reichen Silberfunde in Sachsen, Schneeberg und Freiberg stammten immer aus der Zementationszone. In dieser Zone scheint man sich hier in Siebenbürgen immer noch zu bewegen, doch ist die Lagerstätte noch nicht genügend aufgeschlossen, um dies einwandfrei zu behaupten. Bauwürdig

ist die Lagerstätte nur durch die großen Freigoldanbrüche; denn das Pocherz enthält nur etwa fünf Gramm Gold pro Tonne, und die Gewinnungs- und Aufbereitungskosten belaufen sich bedeutend höher.

Die Gewinnung des Erzes erfolgt im Firtenbau, der für den Gangbergbau typischen Abbaumethode. Charakteristisch ist die Gewinnungsart der Erze vor Ort. Die Erze z. B. am Whitewatersrand (Südafrika) enthalten das Gold nur fein eingesprengt, es lohnt sich gar nicht, dies Erz mitzunehmen. Aber hier tritt es zuweilen faust dick auf. Auf keiner zweiten Goldgrube der Welt spielt daher der Diebstahl



Altes Pochwerk in Verespataf.

eine so große Rolle wie hier. Die Erzeugung vor Ort geschieht deshalb stets in Gegenwart mehrerer Beamten, oft von den Beamten selbst. Ist das freigelegte Gold herausgebrochen, in Säcke gefüllt und sind diese versiegelt, so wird die angebrochene Ader, zu deren Weiterausbeutung erst das nötige Ganggestein hereingeschossen werden muß, mit Letten verschmiert und abgesiegelt. Der Häuer kann nun in Abwesenheit der Beamten ein paar Löcher bohren — im Abbau geschieht dies von Hand nur in der Vorrichtung mit Preßluftschlämmern.

Als Sprengstoff kommt Dynamit in Anwendung. Nach dem Hereinschießen der Massen darf der Hauer nur mit einem Beamtenden Arbeitsplatz wieder betreten. Es wird erst sorgfältig die Sohle abgesucht — denn hier kann das herabgefallene Gold in großen Mengen liegen —, dann beginnt die „Freigolderzeugung“ von neuem. Das hereingeschossene Ganggestein, kaolinisierter Andesit und Dazit, mit Kiestrümmern durchsetzt und einem geringen Goldgehalt, wird mittels elektrischer Lokomotivförderung aus der Grube und weiter mit der Drahtseilbahn ins Tal der weißen Körös gefördert.

Trotz der strengsten Maßnahmen und Untersuchungen wird doch noch unglaublich viel Gold gestohlen. Zu Zeiten gab es ganze Räuberbanden, die nachts durch alte Stollen von den Seitentälern in die überaus verzweigten Gruben einbrachen. Alte Leute erzählen davon schaurige Geschichten; befangen von der Romantik dieser wilden Berge und engen Talschluchten, von den unheimlich dunklen Augen der Zigeuner, glauben wir es gern.

Im Pochwerk, dem größten von Europa, wird das ganze Gangmaterial unter Zusatz von Wasser und Quecksilber zerkleinert und läuft als goldhaltige Trübe über sogenannte Amalgamationsherde. Dort haftet das Gold als Amalgam und wird von Zeit zu Zeit abgekrast. Die in der abfließenden Trübe enthaltenen goldhaltigen Kiese werden auf Schüttelherden naß mechanisch von den leichteren Sanden getrennt und mit Zinkfali gelaugt, aus der Lauge durch Zink ausgefällt, filtriert, getrocknet und geschmolzen. Das vor Ort gewonnene Freigold wird in Kugelmöhlen amalgamiert, das Amalgam zur Entfernung des überschüssigen Quecksilbers ausgepreßt und gegläht; dabei destilliert das Quecksilber ab zur weiteren Verwendung. Es bleibt ein poröses Glühgold zurück, dies wird mit Borax und Soda im Tiegel geschmolzen und in Barren gegossen. Der durchschnittliche Gehalt des hier gewonnenen Goldes ist etwa 725 fein. Die Trübe aus dem Pochwerk wird geklärt, die Sande und Schlämme auf die Halde geworfen, und die ganze Monatsproduktion eines Wertes von etwa 2000 Arbeitern läßt sich dann in einen Rucksack stecken. Die Transportfrage des Fertigproduktes spielt also hier keine große technische Rolle. Das erzeugte Freigold geht nach Bukarest zur Nationalbank.

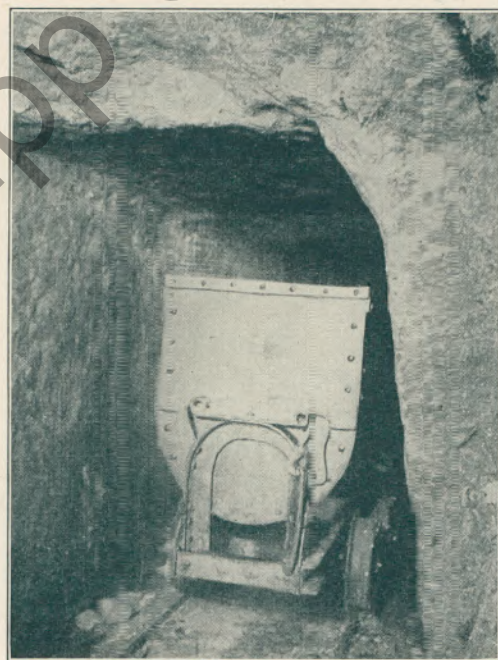
Der Goldbergbau ist bei weitem nicht auf dieses Vorkommen von Grad beschränkt. In einer Umgebung von mehr

als fünfzig Kilometer trifft man allenthalben auf kleine Gruben und Pochwerke. Das großartigste ist das Tal von Verespatak (Roter Fluß) mit der gleichnamigen Stadt, rumänisch jetzt Rosia-Montana (Roter Berg), ein ganz zerwühlter Gebirgszug in der Nähe von Abrud. Mehr als hundert kleiner, höchst malerischer Pochwerke erfüllen mit ihrem unaufhörlichen Getrampel die Luft. Man fühlt sich in die Zeit der alten Holzschnitte versetzt, wo Agricola sein ehrwürdiges Buch „De re metallica“ schrieb. Die hölzernen Pochstempel sind mit einem „Pochschub“ aus Flintstein versehen, und die Antriebswelle ist einfach auf Steinblöcke gelagert. Der Wirkungsgrad dieser Wasserkraft- und Arbeitsmaschinen dürfte wohl sehr gering sein, aber der malerische Reiz ist unvergleichlich. Die Pochtrübe fließt hier über flache Herde, die mit groben Wolltüchern bespannt sind. Die schwereren Teile (Kiese und Gold) sinken zu Boden, bleiben also in den Maschen hängen, und die leichten Sande fließen darüber hinweg. Der „Inhalt“ der Lächer wird von Zeit zu Zeit in einem hölzernen Sichertrog ausgewaschen und von Hand „gesichert“, wie der Erzbergmann sagt; das ist eine naßmechanische Aufbereitungsarbeit auf Grund des spezifischen Gewichtes, die wir heute im Großbetrieb den Schüttelherden überlassen. Hierin entwickeln die Leute geradezu eine Virtuosität, binnen Sekunden das Gold aus den Schlämmen „herauszuziehen“. Dann amalgamieren sie ihr Fabrikat, glühen es, wenn sie Gelegenheit haben, und verkaufen es an größere Gesellschaften. Es gibt hier also eine Landschaft, deren Bewohner sämtlich vom Goldbergbau leben, nicht als Arbeiter, sondern als Unternehmer.

Trotz alledem steht Rumänien, eines der an Bodenschätzen gesegnetsten Länder, zur Zeit wirtschaftlich nicht gerade glänzend da. Es hat im Krieg zwar an Land gewonnen, jedoch an Kapital verloren. Man ist jetzt aufrichtig bemüht, die Beziehungen mit Deutschland wieder anzuknüpfen, und ich kann auch bei meinem diesjährigen Aufenthalt nur von freundlichem Entgegenkommen, nicht nur in Siebenbürgen, sondern auch in Altromänien, erzählen.



Altes Pochwerk in Verespatak, links Waschherd.



Alter „Römerstoßen“.

Das Profil zeigt deutlich die Handarbeit mit dem Tiegel.



Roman von Lu Bolbehr.

(Nachdruck verboten.)

Inhalt des bisher erschienenen Teiles:

Die Firma Justus Dettenborn, ein angesehenes altes Hamburger Kaufmannshaus, ist durch die Stürme der Nachkriegszeit in ihren Grundfesten erschüttert. Dem Inhaber Felix Dettenborn fehlt neben dem klaren Blick für die Forderungen der Zeit das Wichtigste: zu disponieren und zu entscheiden, kurz: Herr zu sein. Sein Bruder Johann, Teilhaber eines bedeutenden Amsterdamer Bankhauses, bedenkt sich nicht einen Augenblick, als der Ruf an ihn ergeht: Schiff in Not! Der Heimkehrende erkennt mit klarem Blick, daß Gegenwart und jüngste Vergangenheit höchstens als Anstoß, keineswegs aber als einziger Grund der augenblicklichen verzweifelten Lage des Hauses Dettenborn zu werten sind. Die Hauptschuld liegt bei den Menschen, sei es nun, daß sie, wie seine Stiefmutter, noch immer in der Vorstellung einer verflochtenen Zeit befangen, Ansprüche stellen, die sich heute nicht mehr rechtfertigen lassen, sei es, daß sie, wie die beiden jüngeren Geschwister Lothar und Gabriele, durch die mißverständene „Freiheit“ der Nachkriegsjahre angekränkt, einer festen Hand bedürfen, die die Riegel straff hält und ihren Willen in geordnete Bahnen weist.

VII.

Johann ging unterdessen die kurze Strecke durch den Garten in das Kontorhaus.

Martina! Martina! Und einem Schweizer hatte der alte Radmann sein schönes Haus verkauft?

Und wieder wurde Justine durch die Klingel aus dem Hauptkontor gerufen.

„Nein, Justine, ich möchte dich gleich sprechen.“ —

„Also, was ist?“ Justinens Gedanken waren noch bei den Briefen, die sie eben geschrieben.

„Ja, da sitz ich nun — es war eine Fehlanzeige.“

Justine sah Johann ein wenig erstaunt an. Was meinte er?

„Mutter wehrt sich mit allen Mitteln schon gegen eine Unterredung wegen der häuslichen, leider so bitter notwendigen Einschränkungen.“

Ach so! Justine erinnerte sich jetzt erst wieder, daß Johann hinübergegangen war.

„Nun, das war nicht anders zu erwarten.“

„Zu allem übrigen kam dann noch Besuch. Martina Radmann.“

Justine sah mit raschem Blick auf Johann.

„Sag einmal, Radmanns geht es schlecht?“

„Ja, Radmann hat sich während der Inflation verspekuliert. Dann hat er auch noch zu ungünstiger Zeit sein Haus verkauft. Martinas Mutter ist völlig verschüchtert, sie macht alle Arbeit daheim, schämt sich aber vor ihren früheren Freunden.“

„Und Martina?“

„Sie hat eine Agentur für Schreibmaschinen übernommen — damit ernährt sie sich und ihre Familie.“

„Agentur für Schreibmaschinen?“

„Sie soll ganz nett verdienen. Sie kauft auch gebrauchte. Die Firmen liefern nur schlecht — da geht das Geschäft mit gebrauchten Maschinen ganz gut. Dann hat sie wohl den Alleinvertrieb für eine Firma.“

Johann hatte sich an seinen Schreibtisch gesetzt und strich sich über die Stirn.

Justine wartete ab. Johann schwieg einige Zeit. Waren die Gedanken noch bei Martina? Scheußlich war es gewiß mit der Armen. Aber sie war ja tapfer, legte die Hände nicht in den Schoß. Und Johann hatte es nicht nötig, sich so eingehend mit Martinas Geschick zu beschäftigen. Es war eine leise Regung von Eifersucht, die in ihr wuchs.

„Was ist mit Mutter?“ fragte sie mahnend.

„Ja, was soll ich tun — was kann ich tun, um ihr den Ernst unserer Lage klarzumachen?“

„Nichts. Mutter wird immer ihre beste Waffe gebrauchen, das Nichtverstehen.“

„Aber, liebe Justine, das ist doch ungeheuerlich! Das Nichtverstehen. . . Mit welchen Mitteln kann man sie zum Verstehen bringen? Wir können die Lasten eines solchen Haushalts nicht weiter tragen.“

„Nein, das können wir nicht.“

„Also?“

Die Geschäftsbriefe traten für heute wirklich in den Hintergrund. Nach längerer Besprechung hatte schließlich Justine übernommen, die Mutter auf den Ernst der Verhältnisse aufmerksam zu machen. Einen Erfolg versprach sie sich allerdings nicht.

Wenn es nichts half — und ganz gewiß würden alle Überredungskünste und alle Vernunftgründe nichts helfen —, dann mußten die Veränderungen über den Kopf der Mutter hinweg gemacht werden.

„Böttner, nun denken Sie sich nur so etwas! Haben Sie schon so etwas gehört? Da kam erst Herr Johann, der Holländer, und dann auch noch Justine, und die sang die gleiche Melodie. Lächerlich, einfach lächerlich! Wir sollen die unteren Räume als Kontor einrichten! Bedenken Sie nur, Böttner — solch ein absurder Einfall! Das Kontor vorn bei uns im Haus! Das ist doch heller Wahnsinn! Ich wundere mich nur, daß nicht verlangt wird, daß die Köchin weggeschickt wird und ich mich an den Herd stelle. Fräulein Gabi könnte ja das Zweitmädchen machen!“

Wissen Sie schon, Böttner? Elisabeth fährt nun doch endlich nach Pyrmont. Nun, ich bin froh. Es wird doch höchste Zeit, daß sie ihre Kinder bekommt. Ich verstehe die jungen Frauen von heutzutage nicht. Mein Gott, wie wäre man zu meiner Zeit unglücklich gewesen, wenn man drei Jahre lang kein Kind bekommen hätte! Wirklich, Böttner, das hätte man direkt als eine Schande angesehen.

Böttner, das arme Fräulein Martina! Haben Sie das Kostüm gesehen, das die Gute angehabt? Gewiß noch eines von vor der Kriegszeit.

Nein, Böttner, Herr Johann ist auch wirklich ein wenig komisch! Daß er Justine schon angesteckt, ist das schlimmste dabei.

Na, wir werden die jungen Herrschaften schon in ihre Grenzen zurückweisen!“

Die Haare waren für die Nacht geflochten. Frau Anselma war wieder einmal soweit, die letzte Abendstunde im stillen

Frieden zu verbringen. Aber es wollten die aufgestörten Gedanken nicht zur Ruhe kommen. Da klingelte sie noch einmal der Böttner, gab ihr den Auftrag, Fräulein Gabi zu einer Patience herüberzurufen. Es gab nichts Beruhigenderes, als Patience legen, aber nur nicht allein. Es mußte jemand dabei sein.

„Nun, Böttner, kommt Gabi?“

Schon hatte Frau Anselma begonnen, den „Bopf“ zu legen.

Die Böttner war sichtlich aus ihrem Gleichgewicht gekommen.

„Frau Geheimrat — Fräulein Gabi — nein, sie kann nicht herüberkommen.“

„Sie sind wohl nicht recht gesund, Böttner?“

„Ach, Frau Geheimrat, Fräulein Gabi ist doch gar nicht in ihrem Zimmer.“

„Nicht?“ Frau Anselma saß, die Hand mit der Karte erhoben.

„Wie Sie einen erschrecken können, Böttner! So schauen Sie doch im Wohnzimmer nach; oder vielleicht ist sie bei Fräulein Justine.“

„Aber das habe ich doch alles schon von allein getan, gnädige Frau. Aber sie ist rein nirgends.“

• • •

Gabriele stand in einer Ecke des großen Ateliers, das nur schwach erleuchtet war, und hielt ihre Hände krampfhaft auf dem Rücken gefaltet.

„Nein, nein! Ich zeige Ihnen meine Hände gewiß nicht.“

Vor ihr stand, mit abschätzenden, begehrliehen Augen das junge Mädchen betrachtend, ein großer, schlanker Mensch. Aus einem unbedeutenden, unregelmäßigen Gesicht stachen dunkle Augen. Das Kinn war breit und vorstehend. Um den Mund liefen zwei tiefe Falten.

„Aber, meine Gnädigste, das tut doch nicht weh, und“ — er beugte sich näher zu ihr — „sehr Schlimmes wird in diesen kleinen Händen kaum zu lesen sein. Doch gewiß nicht? Warum also wollen Sie mir Ihre Handflächen nicht zeigen?“

Gabi stand wie gebannt unter den scharfen Blicken des Mannes. Sie schüttelte nur stumm den Kopf.

Da trat Frau Winter mit etwas gezwungenem Lächeln zu den beiden.

„Kleines, ich warne Sie vor diesem Rattenfänger. Sehr warne ich Sie.“

Sie legte ihren Arm um die Schulter Gabriels und führte sie mit leisem Zwang zu einer Gruppe junger Leute, die lachend und lebhaft redend um einen Tisch saßen. Sie forderten sich auf, nun doch endlich einmal ernst zu sein, die Hände zusammenzulegen und durch den Tisch die Geister zu rufen. Der Ernst wollte sich nicht einstellen, auch nicht, als Gabriele nun dazwischensaß, sie allerdings mit toterntem Gesicht. Sie hatte gar nicht das Bedürfnis, Geister zu hören. Viel lieber wäre sie dort in der Ecke geblieben. Ein Gruseln hatte sie, wenn sie der Italiener mit seinen heißen Augen so durchdringend ansah. Aber immer, wenn sie sich einmal zusammen unterhielten, war Frau Winter dazwischengefahren.

Eine böse Falte grub sich in die Stirn Gabriels. Während sie nach der Angabe eines der Herren die gespreizten Hände auf den Tisch stemmte, schaute sie über die Schulter.

Aha! Da stand Frau Winter bei dem Grafen Boscoli. Das war's! Die Künstlerin war einfach eifersüchtig! Gabriele warf den Kopf zurück. Diese Frau Winter sollte nur nicht glauben, daß Gabi Dettenborn sich wie ein dummes Kind behandeln ließ. O nein!

„Aber, Fräulein Dettenborn, Sie müssen hierhersehen und an nichts denken.“

Frau Winter stand wirklich vor dem italienischen Grafen, der mit undurchdringlicher Miene, die Arme unter der Brust

verjhränkt, über die Schultern der schönen Frau nach dem Tisch sah, um den sich die Gesellschaft nun ernstlich mühte.

„Carlo, ich warne dich! Laß das Kind in Frieden!“

„Ich versteh' dich nicht.“

„Du verstehst mich sehr gut! Wie kommst du dazu, das junge Mädchen ohne mein Wissen einzuladen, in meinem Namen einzuladen!“

„Seit wann bist du so kleinlich? Ich hab' sie bei dir kennen gelernt —.“

„Gewiß, aber in einem anderen Kreis. Mit ihrem Bruder zusammen —.“

„Ah, der Bruder!“

„Hörst du mich, Carlo? Ich verbiete dir, daß du das Kind noch weiter einspinnt!“

„Du hast mir nichts zu verbieten! Ich tu, was ich will.“

„Du wirst dies nicht tun. Du darfst nicht!“

„Wie willst du mich hindern?“

Frau Winter strich sich über die Stirn.

„Ich bitte dich, Carlo — ich — bitte — dich!“

„Mach' dich nicht lächerlich mit deiner Eifersucht!“

„O Gott, Eifersucht!“ Frau Winter lächelte bitter.

„Spiele!“ Er reichte ihr den Arm und führte sie, ohne eine Miene zu verziehen, an den Flügel.

„Spiel' einen Chopin, hörst du? Das mögen die Geister besonders gern.“ Ein höhnisches Lächeln zuckte über das Gesicht des Grafen.

„Wenn du mir versprichst —.“ Frau Winter machte noch einmal den Versuch.

„Du spielst jetzt!“ befahl der Mann.

Und sie gehorchte. Sie setzte sich an das Instrument. Erst berührte sie leise die Tasten. Mit gesenktem Kopf spielte sie dann. Es war nicht Chopin. Was war es wohl, was sie spielte, und das wie ein fernes Weinen, ein unterdrücktes Aufschluchzen klang? Das dann wieder so weich, so lockend warb?

„Gut, sehr gut!“ Der Italiener, der nun neben dem Flügel lehnte, nickte befriedigt. Er ließ keinen Blick von einem zarten, blonden Wesen, das neben Gabriele saß, das Haupt laufend gesenkt, die Augen geschlossen. Ihre Finger berührten leicht vibrierend die Gabrielsens. Diese Hingabe machte Gabi ängstlich. Nie hatte sie Derartiges mitgemacht. Im Hause Dettenborn wies man solchen „Hokusfokus“ weit von sich. Ein Frösteln ging über ihren jungen, warmen Körper. Als plötzlich unter ihrer Hand der Tisch leise bebend in Bewegung kam, drang Gabriele alles Blut zum Herzen. Sie wurde totenbleich.

Am liebsten wäre sie aufgesprungen, hätte das Grauen, das sie befiel, laut hinausgeschrien. Aber schon war eine Verbindung mit dem bebenden Tisch hergestellt. Gabriele hörte wie aus weiter Ferne Fragen, die sie nicht verstand. Pötzlich neigte sich der Tisch ihr zu. Ängstliche Blicke warf sie von einem zum andern. Sie waren alle toternt, mit gespannten Mienen saßen sie.

Und die Stimme — jetzt merkte sie es — gehörte einem jungen Mann mit groß geöffneten Augen, mit eingefallenen Wangen. Er sprach in die Luft, als ob er jemand sähe, den die anderen nicht erkennen konnten. Die Stimme sagte:

„Bist du bei uns? Willst du dich zu erkennen geben?“

Da hob sich der Tisch wieder.

„Du willst unerkannt bleiben. Wem willst du dich offenbaren?“

Da senkte sich der Tisch wieder Gabriele zu.

Ihr aber tobte das Blut wieder durch die Adern. Es brauste ihr in den Ohren. Und durch das Brausen ihres Blutes, durch die leisen, ach, so schmerzlich süßen Töne des Klaviers bekam der Geist über sie Gewalt. Er rief sie zur Erfüllung ihrer Sehnsüchte, zu Freude und Glück. Nicht heute, aber bald. Glückspenderin, Erfüllerin nannte sie der Geist, sie, Gabriele Dettenborn. Und wer den Blick hob vom

klopfenden Tisch und ihn auf die vom Geist Ermählte richtete, sah ein gläubiges junges Geschöpf, sah stilles Entzücken und schrankenlose Hingabe.

Die Stimme des Fragenden klang ehrfurchtsvoll und ergeben.

„Darf sie dich fragen, Geist?“

Der Tisch neigte sich wieder.

„Frage!“ forderte der Dolmetsch des Geistes Gabriele auf.

Sie aber konnte nur ein Wort herauspressen, bebend, mit versagender Stimme:

„Wann?“

Und keiner am Tisch lachte der sehnächtigen Frage.

Der Geist aber sprach durch den Tisch:

„Wenn Vertrauen und Liebe dich führen zu dem, der dich erwartet.“

Und dann — ja dann war auf einmal der Tisch wieder ein einfacher Tisch; keine lockenden Töne erklangen mehr durch den Raum. Aber neben Gabriele lag das junge Mädchen zusammengesunken am Boden, kniete Frau Winter neben der Ohnmächtigen, während sich die übrigen in einen anderen Teil des Altlers zurückzogen.

Gabriele stand wie erstarrt. Sie hörte noch einen der Gäste sagen:

„Das Mäd'el sollte das doch endlich lassen. Jedesmal wird sie ohnmächtig. Für Schwachnervige ist das einmal nichts.“

Der Conte hatte sich niedergebeugt, hatte die leichte Gestalt aufgehoben und sie auf den Divan gelegt. Und Gabriele sah, wie er über die Stirn des totenblassen Mädchens strich, ein paarmal. Da stieg wieder leichte Röte in die blassen Wangen. Gabriele neidete ihr die Berührung des Mannes.

Dann kam ihr wieder alles, was sie halb träumend gehört. Das war doch ungeheuerlich. Was hatte der Geist ihr alles gesagt, hier vor all den fremden Leuten?

Frau Winter legte zum andernmal ihren Arm um Gabriels Schultern, und wieder leitete sie das junge Mädchen zu den anderen, die schon wieder in lebhaftester Unterhaltung waren.

„Liebes Fräulein Dettenborn, Sie sehen so verwirrt aus. Haben Sie noch nie einen solchen Unsinn mitgemacht?“

„Erlauben Sie, gnädige Frau. Was heißt Unsinn? Bombenfest kann man sich darauf verlassen, was ein Geist einem durch den Tisch sagt. Da gibt es doch gar keinen Zweifel!“

Ein lebhaftes Hin und Her begann. Es wurden Beispiele erzählt von Erfüllungen vorhergesagter Tischweisheiten, aber auch von Enthüllungen wahrer Geschehnisse. O ja, die Geister wußten alles aus der Vergangenheit, aus der Zukunft derer, zu denen sie sich wandten.

Das junge Mädchen schien auf dem Divan ruhig zu schlafen. Der Conte hatte sich zur Gesellschaft gesetzt.

„So indiscret könnte ein Geist sein, Verborgenes zu offenbaren?“ fragte er spottend.

Und er wurde belehrt, daß gerade das so auffallend sei — gerade das! Und wieder wurden Beispiele erzählt, wie Dinge an den Tag gekommen. Wer nicht ein ganz reines Gewissen hätte, der sollte sich lieber nicht mit den Geistern einlassen.

Da sagte Graf Boscoli lächelnd:

„So wollen wir froh sein, daß der Geist nicht einen von uns beehrt, sondern diese junge Dame, deren Gewissen rein wie der erste Schnee —“

Aber da wehrten die anderen energisch ab. Ihre Vergangenheit wäre auch nicht derart —

„Und doch —“. Der Conte sah die Wirtin gedankenvoll an.

„Was meinen Sie, schöne Frau? Könnte man es wagen, sich einem Tischgeist so ohne jeden Vorbehalt auszuliefern?“

„Wir leben in einer schlimmen Zeit, Graf. Wer sich sündenlos fühlt —“

Das Telephon unterbrach die betretene Stille, die nach den Worten Frau Winters eingetreten war. Schwer hatte sie sich auf die allgemeine Fröhlichkeit gelegt.

Frau Winter nahm das Hörrohr.

„Hier Esther Winter.“

„Ja, Fräulein Dettenborn ist noch hier. — Ja, ich werde das Fräulein unterrichten.“

Das Hörrohr einhängend, sagte sie fast gleichgültig, das mit ängstlich gespannten Augen aufhorchende junge Mädchen kaum mit dem Blick streifend: „Liebes Fräulein, man telefonierte von Ihnen zu Hause. Das Auto wird Sie abholen.“

Dann klingelte sie dem Mädchen. „Passen Sie auf; wenn ein Auto vorfährt, melden Sie es. —

Aber was soll das heißen? Meine Gäste haben leere Gläser?“

Und weder Gabriels noch des Conte achtend, machte sie den übrigen die aufmerksame Wirtin.

Gabriele aber saß ganz benommen. Man hatte sie also zu Hause vermisst! Aber woher hatte man erfahren, daß sie hier sei? Sie suchte die Blicke des Conte. Der aber war im lebhaften Gespräch mit dem Leiter der Tischklopferei. So saß sie ganz stumm und befangen und fühlte sich jammervoll verlassen und fremd unter allen lebhaft sich Unterhaltenden.

Als das Mädchen das Auto meldete, sprang sie auf, sich schnell zu verabschieden.

Frau Winter geleitete sie, vorbei an dem sich steif verbeugenden Grafen. Draußen, während Gabriele den Mantel umnahm, sagte Frau Winter, dem jungen verschüchterten Mädchen die Haare glattstreichend:

„Mein liebes Kind, man war bei Ihnen zu Hause sichtlich beunruhigt um Sie. Hatten Sie versäumt, mitzuteilen, wohin Sie gegangen?“

Gabriele stiegen die Tränen in die Augen.

„Sie sind noch sehr jung, mein Kind. Aber vergessen Sie nie wieder, zu sagen, wo Sie geladen sind! Im Interesse der Gastgeber sowohl wie in Ihrem eigenen Interesse.“ —

Und ehe sich's Gabi versah, stand sie auf der Treppe; und sie kam sich vor wie ein sehr törichtes Kind, das man heim-schickte. Und ihre Gefühle wurden keine anderen, als vom Chauffeurplatz aus sich Alfreds Kopf vorbeugte und seine Stimme ihr zurief:

„Dummes Göt, so muß man es machen! Nun freu' dich nur! Steig ein!“

Ein Häuflein Unglück, saß sie in der Ecke des Wagens. Aus Bangigkeit schluchzte sie bitterlich. Aber aus der Bangigkeit schluchzte sie sich in Trost und Auflehnung hinein gegen die häusliche Zucht und die häusliche Sitte! Und der Trost siegte über die Hilflosigkeit der aufgeregten Mutter, über den Versuch Justinens, dem törichten Kind mit Vernunftgründen beizukommen. Der Trost wurde immer stärker.

Esther Winter stand zu gleicher Zeit, in der Gabriele Dettenborn verstockt ihr Zimmer aufsuchte, mit zorniger Miene vor dem Conte, nachdem ihre Gäste gegangen.

„Bist du wahnsinnig? Du zerstörst mein Ansehen, meine Stellung! Du machst mich unmöglich in den guten Kreisen der Stadt.“

Carlo zuckte die Achseln. Er drehte sich eine Zigarette.

„Du machst mich gesellschaftlich unmöglich! Du weißt sehr gut, damit untergräbst du auch meine wirtschaftliche Existenz — hörst du mich?“

Sie sprach heftig und umschloß mit ihrer festen, schönen Frauenhand seinen Oberarm.

Er löste sich aus ihrem festen Griff.

„Ich habe kein Interesse an deiner gesellschaftlichen Stellung, ich frage nicht nach deiner wirtschaftlichen Lage.“

„Warum denn kamst du nach dem Kriege hierher? Warum kamst du zu mir? Warum ließeſt du mich nicht in Ruhe?“

Er hatte ſich in einen Sefſel geſetzt und pfiſſ leiſe vor ſich hin.

„Warum läßt du mich nicht in Ruhe? Was willſt du noch von mir? Wir waren fertig miteinander, ganz fertig.“

„Nichts will ich mehr von dir!“ ſchrie er ſie an, plötzlich aus ſeiner Gleichgültigkeit auffpringend wie eine Pantherkaſe.

„Aber wage nicht, meine Kreiſe zu ſtören! Deine ‚angeſehene‘ Geſellſchaft würde ſofort erfahren, daß die feine Frau Eſther Winter die Geliebte des Peter Schulz, des Oberkellners aus dem Edenhotel in Neapel, geweſen iſt, daß ſie auf den Conte hereingefallen wie jener Backfiſch, daß ſie dieſen Conte auch ihren Freunden präfentiert, daß ſie ihn auch heute noch empfängt!“

Was ich noch von dir will? Nichts mehr, danke! Ich habe, was ich brauche. Merk’ dir aber: ſtößt du mich hinab, zieh ich dich nach, baſta!“

Da drang ein tiefer Seufzer vom Diwan her. Entſetzt blickte Eſther Winter nach der Stelle. Sie hatte völlig vergeſſen, daß dort unter der buntſtreifigen ſeidenen Decke immer noch die Lia Seiz, das zarte, junge Mädchen, im feſten Schlaf gelegen.

Wenn ſie etwas gehört —!

Aber Lia Seiz ſaß völlig traumbeſungen und blickte fremd um ſich, ſtrich ſich über die Augen.

„Mein Gott — hier — ich habe geſchlafen? Verzeihung, gnädige Frau!“

Mit belegter Stimme antwortete Eſther Winter, indem ſie dem Mädchen vom Diwan aufhalf:

„Da iſt nichts zu verzeihen.“

„Aber wie war das nur möglich? Ich hab hier geſchlafen?“

„Sie waren etwas übermüdet, mein Kind.“

„O Gott, und alle ſind ſchon fort! Ich muß ſchnell nach Hauſe.“

„Ich laſſe Sie nicht nach Hauſe. Bleiben Sie ganz ruhig heute Nacht bei mir.“

„Aber nein!“

„Nein!“ Der Graf griff in das Geſpräch. „Das geht nicht. Das Fräulein hat gewiß Angehörige, die ſich um ſie ſorgen.“

Automatiſch wiederholte Lia Seiz die Worte.

„Ja, ich habe Angehörige —.“

„Aber, liebes Kind, Sie wohnen doch —.“

„Außerdem wird die friſche Luft dem Fräulein wieder einen klaren Kopf machen.“

„Ja, ja, die friſche Luft!“

„Ich bringe das Fräulein nach Hauſe. Ich verbürge mich für ſie.“

Frau Winter ließ die Hände ſinken. Was konnte ſie noch tun?

Und Graf Carlo Boscoli brachte das Fräulein Lia Seiz nach Hauſe. Es war ein weiter Weg. Sie bewohnte in einer wenig eleganten Gegend ein beſcheidenes möbliertes Zimmer. Erſt ſeit kurzem war ſie in der Stadt, ohne Anhang, eine junge Kunſtgewerblerin.

Der Graf verſprach, am nächſten Tag zu kommen und ihre Arbeiten anzusehen.

• • •

Es iſt etwas Beſonderes um die vornehme Abgeſchloſſenheit eines großen Familienhaufes aus den vierziger Jahren. Nichts von verlogenen Kuliffen, von prozigem Stilgemengſel der ſpäteren Bauperioden kulturloſen Neureichtums.

Erſt und verſchloſſen, in ſtrenger Symmetrie der aufgeteilten Wände, hinter alten hohen Bäumen verborgen, erſcheint es ein Bollwerk geordneten Wohllebens, guter Sitte jedem, der ſich ihm naht.

Nur ſchüchtern betrat Lia Seiz den Fußweg zwiſchen alten Roſenſtöcken zum Hauſeingang.

Fräulein Gabriele Dettenborn ſei zu Hauſe, wer zu melden ſei, gab der Diener Beſcheid.

Lia Seiz nannte ihren Namen; und ſie brächte den beſtellten Lampenſchirm, trug ſie dem Diener auf.

Während der Diener das Fräulein meldete, gleich bei Fräulein Gabriele — Frau Geheimrat war ſchon im Salon zu einer Familienbeſprechung und wünſchte nicht mehr geſtört zu werden —, kam Johann mit ſeinem ſchleppenden Schritt durch die Halle.

Er ſah flüchtig nach dem jungen Mädchen, das, beſcheiden wartend, ſtehengeblieben war. Er hielt ſie für die Beauftragte eines Geſchäfts. Das Paket, das ſie trug, ſprach dafür.

Johann war verſtimmt. Die ganze Aufregung, der zuſammengerufene Familienkonvent erſchienen ihm übertrieben. Machte die kleine Gabi Dummheiten — er traute ihr wohl ſolche zu —, war das doch Sache der Mutter, der Schweſtern. Ihm ſelbſt ſollte es auch nicht auf ein brüderlich ermahnendes Wort ankommen; aber die koſtbare Arbeitszeit für derartige Familienangelegenheiten zu verſchwenden, erſchien ihm groſeß.

Nur Juſtinens Rat, die Umgeſtaltung des Hauſhalts gleichzeitig zur Sprache zu bringen, hatte ihn beſtimmen können, die Familienzuſammenkunft zu beſuchen.

Als er eintrat, fand er alle Familienmitglieder verſammelt, mit Ausnahme von Gabriele.

Frau Anſelma war in heftiger Zwiſprache mit Eliſabeth, die Brüder ſaßen gelangweilt und gleichgültig abwartend zuſammen. Juſtine trat eben durch das Eſpeiſezimmer ein.

„Gott ſei Dank, Johann!“ begann Frau Anſelma mit klagender Stimme. „Nein, wie du wieder meinem ſeligen Juſtus ähnlich ſiehſt! Ja, wenn er noch lebte! Niemals wäre ſo etwas möglich geweſen, niemals!“

„Ja, da ſiehſt du eben, liebe Mama, wohin das führt! Ich habe es doch gleich geſagt, ich habe dich gewarnt!“ Eliſabeth hatte die Arme unter der Bruſt gekreuzt. Sie ſaß da, das perſonifizierte Beſſerwiſſen und Phariſäertum.

„Man läßt eben ein junges Mädchen nicht bei Künſtlerinnen verkehren wie dieſe Frau Winter, die lauter Ausländer zu Freunden hat!“

„Was ſchon Frau Winter mit der Frechheit Gabis zu tun hat, ohne zu fragen am Abend auszugehen!“ Alfred fuhr ärgerlich der Schweſter über den Mund. Schließlich blieb an ihm die ganze dumme Geſchichte hängen. Er bedankte ſich dafür! Ohne Bedenken opferte er die Schweſter ſeiner Ruhe und ſeinem Behagen, ſeiner Ungeſtörtheit.

„Ich weiſe jedenfalls jede Verantwortung ab. Ich erkläre feierlich: Ich denke nicht daran, jemals wieder Gabi zu beaufſichtigen. Hüteſt du meinetwegen das Mädchel wie euren Augapfel, oder legſt ſie an die Leine!“

Johann, der nach der Begrüßung ſich neben Frau Anſelma geſetzt, hob den Kopf, und ein erſtaunter Blick aus ſeinen Augen machte Alfred ſtumm.

„Liebe Mama,“ ſagte Johann, „du wirſt gewiß Gabi überzeugt haben, daß ſie gegen den guten Ton und die Sitte eines Hauſes wie das unſere verſtoßen hat, und Gabi wird das eingesehen haben. Damit, meine ich, wäre der kleine Seitenſprung des Kindes genügend erörtert.“

Eliſabeth reckte ſich höher auf.

„Nun, da bin ich denn doch anderer Meinung als Bruder Johann! Aber ich will Mama nicht vorgreifen.“

Und die etwas klagende Stimme der Mutter ſekundierte der Tochter Worte.

„Du haſt ganz recht, Eliſabeth, ganz abgeſehen davon, daß Gabi geſtern abend völlig verſtockt war und es auch heute noch iſt —.“

„Was das betrifft, liebe Mama, ſo kann ich dich beruhigen.“ Juſtine hatte viel daran gelegen, den Fall Gabriele raſch abtun zu können, um zu dem viel wichtigeren der Wirtſchafts-

umgestaltung zu kommen. Darum hatte sie Gabriele allein vorgenommen, und es war ihr auch gelungen, das störrische Kind weich und fügsam zu machen. Sie hatte schließlich schon aus Gabis Worten Freude und gespannte Erwartung herausgehört auf eine vorgeschlagene Fahrt in Begleitung Elisabeths nach Pyrmont.

So bedurfte es nur weniger Worte. Natürlich sträubte sich Elisabeth anfangs nur der Form wegen, das „böse, leichtsinnige Ding“ auf die Reise mitzunehmen. Im Grunde war sie überzeugt, allein die gewiesene Persönlichkeit zu sein, Gabi

„Hier für alle Fälle die quittierte Rechnung, Fräulein Dettenborn, wenn der Schirm nach Ihrem Geschmack sein sollte.“ —

Nein, wie seltsam doch das Mädchen war! Wie ein Automat streckte sie ihr die kuvertierte Rechnung hin. Mechanisch, hilflos nahm Gabi das Kuvert und öffnete es.

Aber das war gar keine Rechnung. Weder Preis noch Quittung standen darauf, aber einige Worte in einer steilen, großen Schrift!

„Und wann sehe ich Sie wieder? Ich muß Sie sehen,

ERLEBNIS DES WANDERERS.

Von

INA SEIDEL.

Stätten fand ich im Land, heilig, noch niemals bewohnt,
Wartend lagen sie da unter dem wandernden Mond.
Ewig sah sie der Mond, sah sie doch nimmer erwacht,
Bis ich heranschritt von fern, stumm durch die schimmernde Nacht.

Bis ich, vom Zauber gebannt, ruhte und sprach wie im Traum:
„Oh, so erlöse mich, Quell — oh, so erlöse mich, Baum!“
Und dann erbehte der Baum, und der Quell pulste dunkel und voll
Als ein lebendiges Blut, das dem Herzen der Erde entquoll.

Wie man den Bruder erkennt, ward ich von ihnen erkannt,
Liebe zog Liebe herbei, eins ward mein Herz und das Land.
Oh, da verließ mich das Leid — oh, da zerging es wie Rauch!
Bäume und Wiese und Quell rauschten und freuten sich auch.

(Aus „Neue Gedichte“.)

wieder in Form zu bringen, und in Pyrmont würde wahrlich jede Gelegenheit fehlen zu einem gesellschaftlichen Sauppas.

Während im Familienkreis der Fall Gabi reibungslos und zu aller Zufriedenheit abgetan wurde, stand die junge Sünderin erstaunt und verständnislos Fräulein Lia Seiß gegenüber, einen entzückenden Lampenschirm in den Händen drehend.

Natürlich erkannte sie sofort das junge Mädchen vom gestrigen Abend. Aber sie hatte sich doch nach ihrer Ohnmacht gar nicht mehr um sie gekümmert. Wann nur hatte sie denn den Lampenschirm bestellt? Vor der Tischrücke rei nicht. Da hatte sie von der Existenz des Fräuleins noch gar nichts gewußt. Eine heiße Röte stieg Gabriele in das Gesicht. Wovon nur sollte sie den Schirm zahlen? Ihr Taschengeld war schon lang verausgabt. Erst gestern hatte ihr Justine noch eine lange Rede gehalten über Anschreibenlassen und unnötige Ausgaben.

wie Sie mich. Keine Eifersucht soll uns hindern. Lassen Sie den Schirm umarbeiten, und geben Sie Antwort Ihrem

Carlo.“

Wie schnell versteht ein liebendes Herz! Vergessen waren die eben geführte Unterhaltung mit Justine, die Versprechungen, künftig nichts ohne Wissen der Familie zu unternehmen.

Rasch wurde der Schirm wieder eingehüllt und dem Fräulein in den Arm gedrückt.

„Nein, die Farbe paßt nicht! Ich will selbst kommen, mir bei Ihnen ein anderes Muster auszusuchen. Morgen, hören Sie, Fräulein Seiß, morgen“ — einen Moment zögerte sie — „morgen zwischen drei und vier Uhr. Sie sind dann zu Hause?“

„Morgen zwischen drei und vier Uhr. Ich bin zu Hause.“

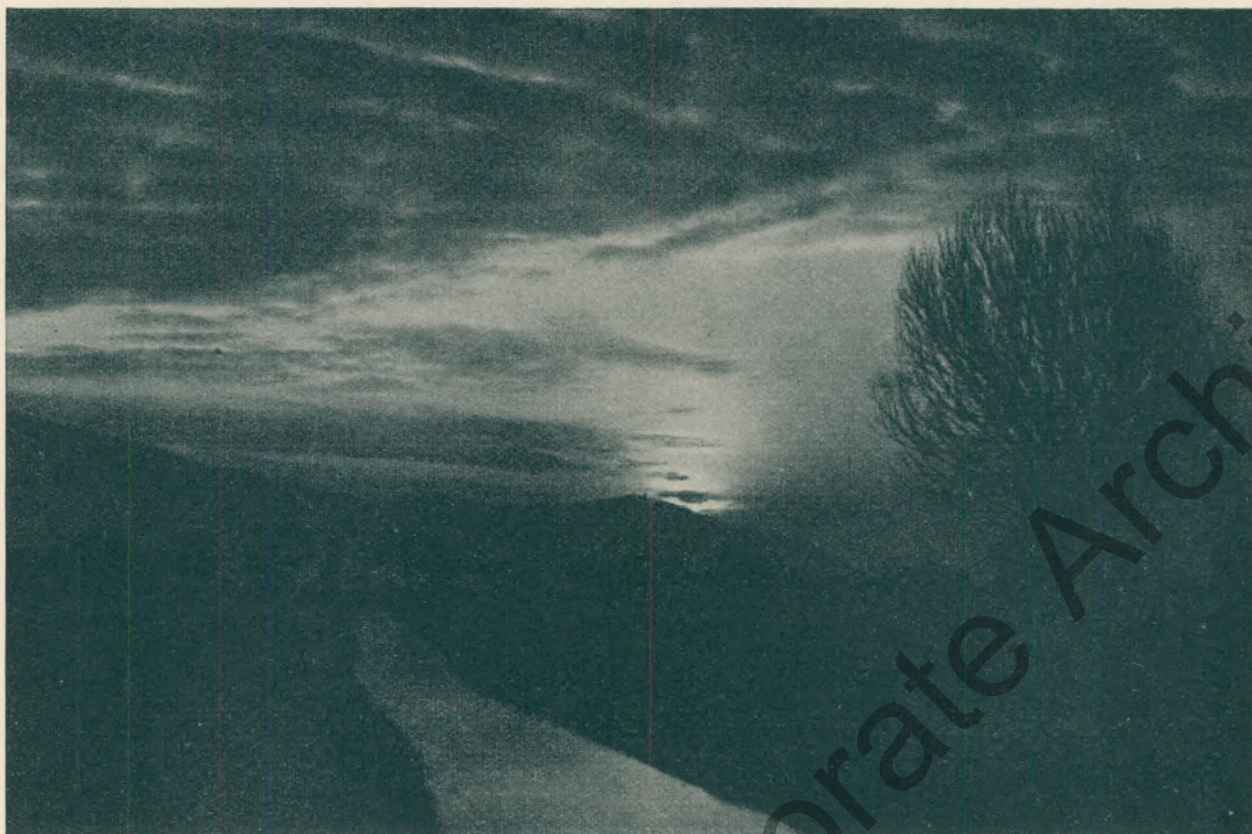
• • • (Fortsetzung folgt.)



Linden-Verlag, München

Bozen

Originalradierung von A. Schellerer



Aus: Sauer, „Feierstunden der Natur“

Hinter den Bergen...

... weit, weit drüben,
Sagen die Leute, wohnt das Glück.

Es liegt wohl zu tiefst in der menschlichen — oder nur in der deutschen? — Natur begründet, daß erst die in der Fremde wundgelaufenen Füße zur Erkenntnis führen, daß

„Alle Wandlung Schicksal heißt,
Wer Heimat sucht, kommt niemals an;
Und wenn er müd nach Hause reist,
Ist er daheim ein fremder Mann.“

Und deshalb ist es vielleicht ein fruchtloses Beginnen, auf die eigenen bestaubten Schuhe hinzuweisen: „Auch ich war in Arkadien“, mag man nun darunter den sonnigen Süden oder das Gletscherparadies der Alpen, die gewaltigen Ruinen des ägyptischen Felsentempels von Karnak oder die Azurbläue des Mittelmeeres verstehen. Wer Arkadien noch nicht sah, wird trotzdem mit geschlossenen Augen davon träumen und an dem, was rechts und links greifbar neben ihm liegt, achlos vorbeigehen.

Trotzdem sei — und ich weiß mich frei von blinder oder beeinflusster Lobhudelei der deutschen Lande — ausgesprochen: ich habe in Deutschland so viel Schönes, Wundervolles, das körperliche und geistige Auge voll Befriedigendes gesehen, daß ich heute, nach fünfzehn auf Heimat und Fremde gleichmäßig verteilten Wanderjahren Mühe habe, zu entscheiden, ob ich eher die Erinnerung der Ferne als die der heimatischen Nähe missen möchte. Und diese Ratlosigkeit dünkt mich als meiner Lebjahre wertvollste Erkenntnis.

Dem einen oder andern mag diese Ratlosigkeit zu wenig bedeuten, sie mag ihm — vielleicht — sogar ein Beweis für die Richtigkeit des mit geschlossenen Augen auf ein fernes Ziel Hinstrebens sein. Er vergesse nur eins nicht: ich habe alles gesehen, was ich sehen wollte und was nach Ansicht der großen Menge unvergleichlich schön ist, und mir blieb kein Wunsch offen. Und ich habe weder mit dem Pfennig

noch der Zeit rechnen müssen; ich brauchte mir nie zu sagen: jeder Tag oder gar jede Stunde, die du benötigst, um dein Ziel zu erreichen, ist für dich, am Ziel gemessen, verloren.

Und erst dieses restlos freie, materiell unabhängige Vagabundentum gibt dem Werturteil der Ferne das Übergewicht, das unter Tausenden kaum einer in die Wagschale zu werfen hat. Wäre dieses Plus nicht vorhanden, es brauchte nicht einen Augenblick der Besinnung dafür, daß der Schönheit der Heimat der Preis zuzuerkennen wäre...

Nun kommt — so sicher, wie zwei mal zwei vier ist — der Einwurf der Gegenseite: Wo ist denn unsere Heimat schön? Welche Stätte kannst du mir empfehlen? Was „muß man gesehen haben“?

Die Antwort darauf: „Man muß überhaupt nicht!“ „Müssen“ ist immer etwas Fremdes, Aufgezwungenes, und der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts muß acht- undvierzig oder gar fünfzig lange Wochen im Jahr so viel, daß er in den zwei bis vier Wochen, über die er nach eigenem Ermessen verfügen kann, nur wollen sollte, d. h., daß er in dieser kurzen Zeitspanne sich von dem kategorischen Imperativ — sprich: Unterordnung unter den Willen und die Meinung der anderen — freizumachen hat; daß er die Pflicht hat, so zu sein und so zu handeln, wie ihn sein Wollen treibt.

Zugegeben, dieses Wollen aus sich heraus stellt an die eigene Entschlußfähigkeit und das eigene Denken Anforderungen, die auf den ersten Blick unbequem und unnötig erscheinen. Zumal es einem doch so außerordentlich bequem gemacht scheint. Will man an die Nordsee, so liebäugelt man mit Norderney oder Wangeroog, im Schwarzwald kommt nur der Titisee oder der Feldberg in Frage, im Harz geht „man“ nach Hahnenklee oder Schierke, im Sauerland

nach Winterberg, in Thüringen möglichst in die Nähe der Wartburg, in Bayern nach Tegernsee, Garmisch oder Starnberg.

Wer mit offenen Augen in der Welt herumgekommen ist, weiß, daß, ebenso wie die Schweiz größer ist als Interlaken, Luzern und Grindelwald, auch Deutschlands Schönheit und Lieblichkeit sich nicht in den vorgenannten Orten erschöpft. Wer stark genug ist, sich von der Ansichtspostkartenromantik freizumachen und um die Wallfahrtsstätten der Fremdenindustrie einen weiten Bogen zu schlagen, wer den Hauptzweck des Reisens nicht darin sieht, später am Stammtisch oder bei der Kaffevisite unter Beibringung eines unanfechtbaren Alibis in Gestalt von „Gruppenaufnahmen“ triumphierend erzählen zu können: „Ich war in Norderney“;

sagen konnten, vertrauend? Alles Schöne im Leben will errungen sein, eine Sommerreise ebenso wie die Berufsstellung oder ein Mensch, um dessen Vertrauen man wirbt.

Zu der Einsicht, daß gekämpft werden muß, tritt als zweites die klare Erkenntnis, wohin die Sehnsucht treibt.

Man verzeihe die Pedanterie, mit der in folgendem versucht wird, der Frage des: Wohin? näher zu rücken.

Jeder Wunsch und alle Sehnsucht greift meist in das Grenzenlose. Erst allmählich verdichtet sich die nebelhafte Ferne, schälen sich die Umrisse klar und klarer hervor; erst nach und nach nimmt das Ganze Gestalt an und rückt in greifbare Nähe. Die tiefste Sehnsucht trägt man nach dem, was man am meisten zu entbehren glaubt. Darum ist es nur allzu begreiflich, daß es uns Binnenländern, zumeist in



Abend am Roshelfsee.

Aus: Hielscher, „Deutschland“.

oder: „auf dem Drachenfels“, oder: „auf dem Geldberg“, oder: „auf dem Brocken“, wer so viel eigenes Sehvermögen besitzt, daß er nicht, scheutlappenbewehrt, den Baedeker oder Storm als Evangelium vor sich hertragen muß, sondern als gelegentlichen unverbindlichen Ratgeber in der Seitentasche mit sich führt, kann so viel Schönheiten entdecken, daß er ein ganzes Jahr davon zehrt und ihm das auf eigenen Füßen Gehen im nächsten Jahre nicht mehr als Tat, sondern als Selbstverständlichkeit erscheint.

Er kann, d. h. die Möglichkeit, nicht die Bestimmtheit liegt vor. Das mag als Lotteriespiel gewertet werden. Aber, Hand aufs Herz: wer ist nicht häufig schon ausgezogen, um sich an einer vielgepriesenen Perle zu freuen, und kehrte mit leeren Händen und — einem bitteren Geschmack auf der Zunge zurück, in seinen Erwartungen betrogen, enttäuscht, vielleicht gar empört und verbittert? Aber, nochmals Hand aufs Herz: lag nicht ein gerüttelt Maß von Schuld an der eigenen Bequemlichkeit, mit der man sich die „Perle“ anpreisen ließ, unbesehen, geblendet von dem marktschreierischen Glanz des Drum-und-Dran oder gutgläubig den Worten anderer, die sie vielleicht auch nur vom Hören-

dumpfen Räumen von einer engen Welt umschlossen, nach unbegrenzter Weite verlangt, daß wir uns sehnen nach Armeausbreiten und raumloser Unendlichkeit, daß wir, einmal wenigstens, am weitaufschauenden Meere hinwandern möchten, den Blick in die nebelhafte Ferne gerichtet, dorthin, wo Himmel und Erde unmerklich ineinander überfließen. Und nicht weniger stark ist der Wunsch, den Blick zu richten nach eisumrankten Bergketten, die in wilder, rücksichtsloser Regellosigkeit aufwärts troken, ein Sinnbild himmelsstürmender Selbstsicherheit und Ungebundenheit.

Zugegeben, das Meer ist von einer gewaltigen und doch leicht faßlichen Schönheit, wenn die helle, warme Luft zitternd über den tanzenden Wellen schwingt, wenn Sonne und Luft und Licht über den befreiten Körper hinströmen, daß man sich eins fühlt mit dem All. Und die ewige Schönheit der Hochalpen läßt sich mit den Händen greifen, wenn die lichtumflossenen Zacken sich in den strahlendblauen Himmelsdom recken, wenn der frei ausschreitende Fuß über blütenschimmernde Bergmatten aufwärts strebt, wenn die Sonne rotglühend hinter den Gipfeln zur Ruhe geht und die Bergriesen, stummen schwarzen Wächtern gleich, golden-umrandet gegen den Abendhimmel stehen.



Aus: Carver, „Feststunden der Natur“.

Sehnsucht.

Aber, sind diese beiden Gegenpole der Sehnsucht des Menschen von heute wirklich alles, was unser weites Vaterland an Schönerem und die Seele Aufweitendem zu bieten vermag? Liegt zwischen diesen zwei äußersten Punkten nicht eine unendliche Fülle von Kleinodien unserer deutschen Heimat, deren Wert nicht im geringsten hinter jene leuchtenden Gipfelpunkten zurücksteht.

Wer weiß etwas von der vielgestaltigen Schönheit unseres deutschen Mittelgebirges, dessen Ausläufer von der Weser bis zum Thüringer- und Frankenwald, von der Saale bis zur westlichen Landesgrenze reichen. Wer kennt einen Sommerabend in der Heide mit seiner unendlichen Ruhe, die mit Mutterhänden über unsere zernervten Schläfen streichelt, daß wir ganz still werden und alles Verkrampfte in uns sich löst.

Sagst du schon einmal an einem Eifelmaar, wenn die Sonne hinter den sich weich überschneidenden Höhenzügen abwärts glitt und der dunkle Wasserspiegel, einem unendlich tiefen Auge gleich, die letzten Strahlen in sich auffing und dir zuwarf? Weißt du, daß du dich einen ganzen langen Tag lang von einem friedlich mahelnden Dampfer den Oberlauf des einzig ganz deutschen Stromes, der Weser, herabtragen lassen kannst und Gegenden an dir vorbeigleiten, die nichts, wirklich nichts wissen von Reklame und Jazzband und Kurmusik und Barbetrieb; Gegenden, die ihre Schönheit in sich bergen und sich vor dir abrollen wie ein Wunschzettel, solange, bis du mit dem Finger an einer Stelle Halt gebietest: Hier will ich bleiben und für zwei, fünf, sieben Tage mein Zelt aufschlagen?

Und so möchte man in unaufhörlicher Folge fragen: Kennst du, weißt du, sahst du?, fühlte man nicht den anklagenden Blick all der Gegenden immer vorwurfsvoller auf sich ruhen, die unerwähnt blieben und es doch ebenso verdienten, genannt zu werden.

Freilich, um diese nicht aufdringliche Schönheit in sich aufnehmen zu können, um ihr auch nur einigermaßen gerecht

zu werden, muß man mit eigenen Augen sehen gelernt haben, muß man mit der Natur verwachsener sein, als wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts es gemeinhin sind.

Seien wir doch ehrlich! Ist uns allen die Natur nicht so fremd geworden, daß wir uns im allgemeinen nur noch mit ihr verwandt fühlen, wenn sie mit Künstlichem mehr oder minder stark durchseht ist oder wenn ihre Umrisse ins Riesenhafte, Gigantische gesteigert sind und wir uns durch ihre Wucht erdrückt fühlen?

Wer ist noch fähig, durch die stille Lieblichkeit eines verschwiegenen Tales beglückt zu werden, das sich plötzlich vor einem auftut, ohne daß der Baedeker gebührend mit drei Sternen darauf hingewiesen hat? Wer fühlt sich noch bis ins Innerste bewegt, wenn die Morgen Sonne über die zarten, glänzendbraunen, lichtgrün überhauchten Äste einer Birke, einer ganz einfachen weißschimmernden Birke streichelt? Wer weiß noch etwas von der Schönheit einer Sommernacht, wenn plötzlich der Mond aus flächenhafter Gebundenheit sich zu einer riesenhaften silber-goldenen Kugel rundet, die über dem dunklen Tannenwald in raumloser Ewigkeit schwimmt?

Manche werden lächeln: verstiegene Romantiker. Über den Geschmack soll man nicht streiten. Und letzten Endes ist es auch gleichgültig woran man sich freut. Die Hauptsache bleibt immer, daß man die Kraft besitzt, sich überhaupt zu freuen, die Fähigkeit, „in allem die ewige Zier zu sehen“, und den Mut, die Dinge, die einem begegnen, mit eigenen Augen auf ihren Wert oder Unwert hin zu prüfen.

Wer sich zu dieser dreigeteilten Erkenntnis durchgerungen hat, wird vor allen anderen einen Gewinn voraus haben: daß es nicht nötig ist, die Wohnung des Glückes „hinter den Bergen weit, weit drüben“ zu suchen, sondern daß

„Lebenslust aus allen Dingen,
dem größten und dem kleinsten Stern“
W. Debus.



Aus: Sauer, „Feierstunden der Natur“.

Abendandacht.

Es schienen so golden die Sterne...

Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leibe entbrennte,
Da hab' ich mir heimlich gedacht:

Ach, wer da mitreisen könnte
In der lauschigen Sommernacht!
Zwei junge Gesellen gingen
Vorüber am Bergeshang,
Ich hörte im Wandern sie singen
Die stille Gegend entlang:



Von schwindelnden Felsenschlüssen,
Wo die Wälder rauschen so sacht,
Von Quellen, die von den Klüften
Sich stürzen in Waldesnacht.

Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Gestein

In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Laute Klang erwacht,
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.

Eichendorff.



Oberbayerische Seen.

Von H. Wulff.

Wasser und Berge — die ideale Sommerfrische für alle, welche die Herrlichkeiten der Bergeswelt erfennen und doch auf die Erquickung des Wassers in der heißen Jahreszeit nicht verzichten wollen. Und außer diesem großen Vorzug haben die Bergseen noch ihre besonderen Reize, ihre eigenartigen Stimmungen, die, stetig wechselnd, jede Einförmigkeit ausschalten und auch denen eine Fülle stärkster Eindrücke geben, die nicht den Schönheiten des Gebirges als Wanderer oder Bergsteiger nachspüren können. Kein alpines Land außer der Schweiz ist mit Bergseen so reich bedacht wie das oberbayerische Bergland, das von West nach Ost, von der schwäbischen bis zur österreichischen Grenze eine Seenkette wie ein smaragdener Gürtel umschlingt.

Die drei größten Seen der bayerischen Voralpen sind sich in ihren Stimmungen nicht unähnlich, obwohl ihr Charakter ganz verschiedenartig ist. Der weite Ammersee mit seinen stillen, flachen Ufern, in deren bläulichem Duft traumhaft fern die Berge schimmern; der bunt belebte Starnberger See mit seinen Segelbooten und Mörwen und mit dem verträumten kleinen Schloß Berg, in dessen Nähe ein Kreuz im flachen Wasser und eine Kapelle am Ufer an die tragischste Gestalt der Geschichte des Bayernlandes erinnern, an König Ludwig II., der hier in den Wellen des Sees den Tod fand; der stimmungsvolle Chiemsee mit seinen sagenumrauchten Inseln Herren- und Frauenwörth — sie alle geben, obwohl ihnen die Großartigkeit der hochalpinen Seen fehlt, dem Naturfreunde tiefe und einzigartige Eindrücke. Zwischen diesen drei großen liegen viele kleinere Bergseen, die den oberbayerischen Alpen ihren eigenen Zauber verleihen.

Hart an der Tiroler Grenze, unweit des entzückenden Geigenbauerstädtchens Mittenwald, liegen in den engen Talschluchten des mächtigen Karwendelgebirges kleine, einsame Bergseen, die wie die klaren Augen eines Kindes hinauf-

blicken zu den wilden Schroffen, zwischen denen auch im heißesten Sommer der Schnee liegt. Der bekannteste unter ihnen ist der Lautersee, ein stiller Waldsee, der Mittenwald am nächsten liegt; der waldige Farchen- und der schilfsäumte Schmalsee sind kleine Gewässer inmitten prächtiger Wälder und hügeliger Grasmatten, auf denen sich eine herrliche Alpenflora entfaltet. Tief im Gebirge liegen die beiden Gopernseen, am Fuße der höchsten Karwendelspitzen; kühl und klar, einsam und still träumen die Wasser in der Tiefe, während

das Abendrot sein gleißendes Gold in ihre Fluten versenkt.

Das schöne Werdenfeller Land, das stolz den höchsten Berg Deutschlands, die Zugspitze, sein eigen nennt, besitzt ebenfalls einige herrlich schöne Seen, denen die wilde Majestät des Wettersteingebirges eine grandiose Umrahmung gibt. Vor allem der größte von ihnen, der ernste Eibsee, dessen waldige Ufer dem Wanderer etwas von der in der Umgebung von Garmisch-Partenkirchen meist vergeblich gesuchten Ruhe geben, ist hart an den Fuß des Zugspitzmassivs vorgeschoben.



Abend am Walchensee.

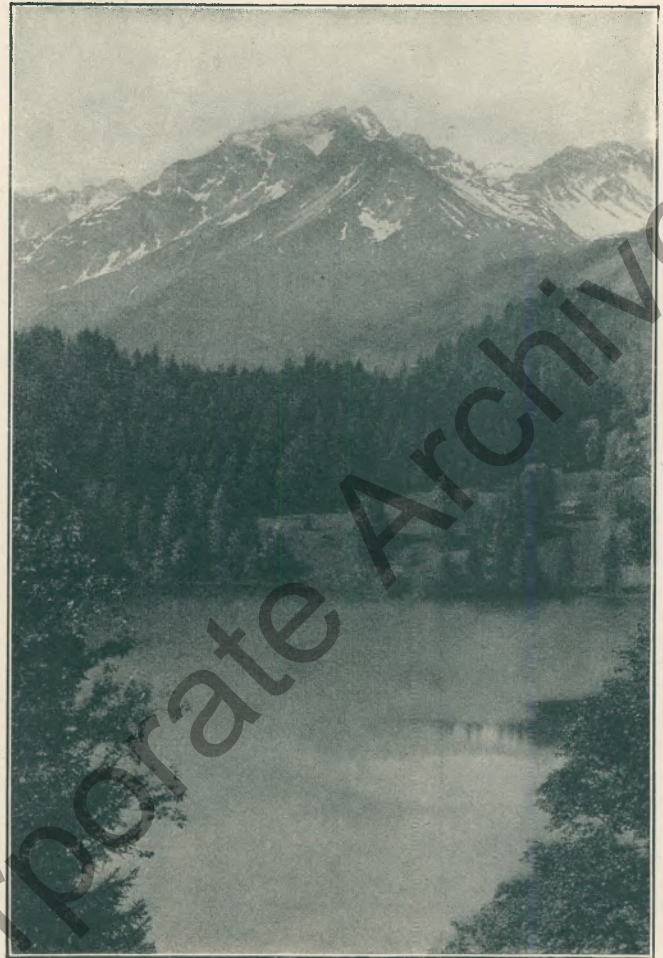
Aus: Hielscher, „Deutschland“.

Der nahe Badersee, dessen kristallklare Wasser jedes Steinchen auf seinem tiefen Grunde erkennen lassen, ist leider immer mehr zum Hauptplatz der Fremdenindustrie geworden, ebenso wie der kleine, von dunklen Tannenwäldern umrahmte Rißersee in der Nähe von Garmisch, in dessen grünen, milden Wassern, in denen es sich so herrlich badet, sich die gewaltigen Bergstöcke der Wagensteine und Alpsee spiegeln. Westwärts vom Werdenfeller Land, dem Allgäu zu, in der Nähe des alten Städtchens Füssen, liegen der Alp- und der Schwansee, zwei tiefe, dunkle Bergseen, die durch die schönsten bayerischen Königsschlösser berühmt geworden sind. Ihnen taugt der Fremdenstrom am allerwenigsten, er nimmt ihnen den Zauber ihrer Weltabgeschiedenheit, die dem unglücklichen König Ludwig II. von Bayern, dem einsamen Sonderling und Künstlermenschen, so lieb war, daß er hier,

in der Nähe des schönen Bergschlosses Hohenschwangau, Neuschwanstein, die Burg seiner Träume, erbaute.

Sein schwärmerischer, weltabgewandter Geist hätte es sicher nie fassen können, daß in seinen geliebten Bergen, von der Mittenwalder Straße aus bis hinunter zu dem freundlichen Kochelsee, ein Riesenbauwerk entstehen sollte, welches die Schönheit der Landschaft wohl leider etwas beeinträchtigt, dem Bayernlande jedoch unermesslichen Nutzen bringt, das Walchensee-Kraftwerk, das den Höhenunterschied von 200 Meter in einer Lufteinie von nur zwei Kilometer zwischen dem Kochel- und dem Walchensee ausnützt und jährlich etwa 160 Millionen Kilowattstunden Elektrizität erzeugt. Die freundlichen Ortschaften des Kochelsees, dessen rohbewachsene flache Nordufer so seltsam mit den malerisch bergigen Südufern kontrastieren, sind zu Industriorten geworden, und der Spiegel des Walchensees senkt sich im Winter um einige Meter. Doch die überwältigende Wirkung der melancholischen Schönheit dieses Sees ist stärker als alles Menschenwerk.

Von Kochel führt eine prächtige Straße in großen Serpentinien hinauf zu der Walchenseehöhe, doch der Fußgänger benutzt besser die „alte Straße“, die steil, aber kürzer und landschaftlich schöner ist. Wenn man die Sattelhöhe erreicht hat, zeigt sich plötzlich, unvermittelt der großartige düstere See. Die Berge treten hart an seine Ufer, die jäh zu grundlosen Tiefen abfallen; seine Wasser sind tiefgrün und klar, bei bewölktem Himmel fast schwarz und in Wind und Wetter un-



Der Greibergsee mit Chajalmkopf.



Der Rißersee bei Garmisch mit dem Wartenstein.

heimlich drohend und bewegt. Seine Berge sind der Herzogstand, einer der lohnendsten Ausflugsberge Bayerns, der Heimgarten und der Jochberg mit der großen, wundervollen Jocher Alm. Am Nordufer des Sees herrscht reges Leben, die netten Ortschaften Urfeld, Dorf Walchense und Einsiedeln beherbergen viele Sommergäste und Wanderer, seine Ostufer dagegen sind einsam und unberührt.

Die düstere Herrlichkeit des Walchensees ist verwandt mit der des Königssees, des schönsten aller bayerischen Seen, der Perle des Salzammergutes. Seine Färbung ist der des Walchensees ähnlich, vielleicht noch klarer und von noch intensiverem Grün. Von seinen Ufern erheben sich die steilen Felswände bis zu 2000 Meter Höhe, und ihr titanischer König, der Watzmann, blickt im schimmernden Weiß seines Hermelinmantels in unnahbarer Majestät auf seine Trabanten und den traumschönen See in ihrer Mitte. Eine kurze Landbrücke, die Salealp, trennt den Königssee von dem Obersee, der in tiefster Einsamkeit inmitten der Bergriesen schläft.

Bei aller Verschiedenartigkeit ist den bayerischen Bergseen ein Vorzug gemeinsam: der Wechsel ihrer Stimmungen bei den verschiedenen Beleuchtungen des Tages und der Witterung. Ihr getreuester Freund aber ist der Mond. Der Anblick eines bayerischen Bergsees im Mondeslicht oder gar eine Kahnfahrt in dem flüssigen Silber der leise rauschenden Wasse, umgeben von schwarzen Bergeschatten und über sich den Sternenhimmel einer warmen Sommernacht — das ist vielleicht das schönste aller Naturwunder, die uns die bayerischen Alpen schenken.

Milchautomaten.

Gedanken eines Ingenieurs an feuchten Ferientagen.

Von W. Beinhoff, Hamburg.

Es mache mir niemand den Vorwurf, ich sei fachmännischer Studien halber in die Schweiz gefahren, anstatt in freier Bergesluft Gesundheit einzukaufen und in süßem Nichtstun (Ferien heißt: faire rien) den geschwächten Kräftevorrat aufzufüllen. Aber wenn die Regenventile am Himmel dauernd undicht sind, wenn man, vor dem feuchten Element fliehend, immer wieder zurückgeschwemmt wird in ein einsam auf grüner Flur gelegenes Bergheim, dann wächst der ruhesuchende Geist ganz von selbst in das berufsgewohnte Gedankengetriebe technischen Grübelns hinein.

Über das fruchtlose Problem, dem göttlichen Wettermacher in den Arm fallen zu wollen mit Abdichtung von Rohrleitungen und Ventilen am Firmament, mit der Einzwängung von Regen, Wind und Sonnenschein in die Sphäre menschlichen Willens, gleitet mein suchender Blick hinaus in die Landschaft und haftet an einem Idyll. Auf üppig grüner, noch feuchter Wiese vor dem Fenster des Bergheims vollzieht sich ein technischer Prozeß, wie ihn jeder in seinen Ferien auf dem Lande einmal gesehen und doch in seinen technischen Einzelheiten niemals durchschaut hat.

Doch hier muß etwas eingeschaltet werden.

Am Abend des vorhergehenden, nicht minder staubfreien Tages hatten unsere Kinder mehr aus Langeweile als um der Lektüre willen den Schokoladenautomaten des Lokals in Tätigkeit gesetzt. Ich benutzte die Gelegenheit, meinen technisch nicht angeknäuelten Feriengenossen, unter ihnen auch der humordurchglühten rundlichen Wirtin, etwas vom Schraubenautomaten zu erzählen. Führt sie ihnen handgreiflich vor Augen, wie er ohne Unterlaß Stangenisen frisst, es auf geheimnisvolle Weise in seinem Innern verdaut und in Gestalt von Schrauben wieder ausspuckt. Ich erwähnte beiläufig, daß die feste Nahrung mit schleimig weißem Seifenwasser verdaulich gemacht wird und deutete auch zart an, daß, wie bei jedem Verdauungsprozeß, auch hier gewisse Abfallstoffe ausgeschieden werden. Dabei empfahl ich meiner geistig regen Wirtin, an stillen Winterabenden einmal darüber nachzudenken, ob sich nicht in Anlehnung an den selbsttätigen Schraubenerzeuger das Problem des Wurstautomaten (Schweine hinein — Wurst heraus) lösen lasse. Sie sagte ausnahmsweise nichts, lächelte nur verständnisinnig. Ich merkte, daß meine Anregung auf fruchtbaren Boden gefallen war und sah im Geiste schon den Goldregen auf mich niederrieseln, der als meine Anteilsquote am Gewinn mich für den wäßrigen Regen in meinen Ferien entschädigen sollte.

Tage darauf saß ich, wie erwähnt, in meinem Zimmer im Bergheim, vor dessen Fenster das erwähnte technische Geschehen sich abspielte. Nichts Besonderes war daran. Nur ein melodisch eintöniges Glockengeläute war hörbar; eine eigentümliche Begleitmusik, scheinbar nur da, um das Nüchterne eines Fertigungsprozesses zu verschleiern. Nie habe ich dergleichen in unseren Fabriken vernommen. Ich hörte alles, aber bei abgestelltem Gedankenapparat. Das ganze Geschehen trat erst in meine Bewußtseins-sphäre, als die schnarrende Stimme der Wirtin mich aus meinen Träumen riß: „So schöne Automaten wie diese hier haben Sie doch nicht in Ihren eisernen Fabriken da droben.“ „Wieso?“ fragte ich. „Schaun Sie,“ war die Erwiderung, „da vorn kommt das Grünfutter hinein und bei

einem Hergang wird's hergerichtet zu weißer Milch. Was ist dagegen Ihr alter Schraubenkasten?!“ Sie sagte es im Vorbeigehen, ohne besondere Wichtigkeit. Bei mir aber war nun die technische Saite angeschlagen und blieb im Schwingen.

Für ein Weilchen schloß ich mein physisches Auge. Als bald vollzog sich die Umwandlung eines kaum vorher beachteten Naturvorgangs in den durch die technische Brille gesehenen Prozeß der automatischen Milcherzeugung. Hierfolge die Schilderung des Wunderwerkes göttlicher Schöpfung.

Es befinden sich ihrer fünf bis sechs Automaten auf der Wiese. Sie sind, wie ich gestehen muß, mit äußerer Schönheit nicht begabt, und auf Eleganz der Form hat der Konstrukteur offensichtlich keinen Wert gelegt.

Ihre Gestalt ist die eines unverhältnismäßig großen gefüllten Sackes. Er besteht aus ungegerbtem Leder, mit der hellbraunen oder marmorierten Fellseite nach außen, und ist liegend angeordnet. Leder als Baustoff für einen Automaten ist uns neu. Welcher Ingenieur hätte Lust, es auszuprobieren? Der große Sack ruht auf vier beweglichen Stelzen, die, jede für sich, ein kompliziertes Hebelsystem darstellen. Elastische Zugbänder, von innen her betätigt, beugen und strecken die Gelenkhebel und besorgen die selbsttätige Fortbewegung des Apparates. Muß doch derselbe, abweichend vom Schraubenautomaten, ortsbeweglich eingerichtet sein, um den Rohstoff zur Vermeidung unnötiger Transportwege im Sommer vom Vorkommen unmittelbar in den Apparat einführen zu können.

Der Sack ist, abgesehen von einigen Öffnungen, die wegen ihrer Kleinheit als Mannlöcher nicht in Frage kommen, geschlossen, also vollkommen unzugänglich. Zweifelloso ein grober Konstruktionsfehler, der scheinbar die Geheimnisfrämerei zum Vater hat. Es ist daher auch sehr schwer, über den inneren Betrieb der Maschine Aufschluß zu bekommen, da derselbe sofort gestört ist, wenn man gewaltsam einzudringen versucht.



Verlag, München.

Auf der Alm

Radierung von W. Busch.

Immerhin, man hat des öfteren gewaltsame Eingriffe vorgenommen und kennt die Einzelteile der Maschine. Sie sind im einzelnen und in ihrer Gesamtheit interessant genug. Man ist versucht, diesen Saal mit einer aufs modernste eingerichteten chemischen Fabrik zu vergleichen. Es finden sich Säureerzeuger, Filter, Reinigungsanlagen, eine große Retorte, Schlauchleitungen verschiedenster Art und Größe, Luft- und Flüssigkeitspumpen und zahlreiche chemische, meist undefinierbare Apparate (Katalysatoren?). Alles in wirrem Durcheinander, scheinbar planlos aufgebaut, richtiger gesagt: in den Saal hineingesteckt. Jedenfalls ist die Bauweise so außerordentlich gedrängt, daß man bei menschlichen Fabrikanlagen höchstens bei — Ford etwas Ähnliches erwartet.

Am den großen Lederbalgen ist vorn ein dicker, ganz unregelmäßig geformter Körper gelenkartig angehängt. Er ist in die Lederhülle so eingearbeitet, daß er mit ihr wie aus einem Guß erscheint. Dieser Körper hängt im Ruhezustande frei in der Luft. Bei Betriebsstellung wird er ähnlich dem Mundstück eines Staubsaugers auf den Rasen gesenkt. Dabei gehen zwei dicke Samtvorhänge auseinander und legen eine dahinterliegende, mit zahlreichen kleinen Messern besetzte Grasschere zur Betätigung frei. Sie ist ziemlich stumpf, so daß das Gras mehr abgerissen als geschnitten wird. Unter Saugwirkung gelangt es in die unmittelbar hinter den Schermessern gelegene Mühle, wo es gehörig zermahlen und durch mehrere Rohrleitungen aus dem Innern her mit einer schleimigen Flüssigkeit getränkt wird.

Hierbei beginnt schon der chemische Prozeß. Es ist ein Glück, daß alle Arbeitsstadien, also auch dieses, den Blicken der Menschen entzogen sind. Mancher würde sich sonst das Milchtinken abgewöhnen.

Mit Hilfe einer großen dicken Schaufel wird der Brei geknetet, gewendet, wieder und wieder zwischen die Mahlgänge geschoben und schließlich periodisch in eine an das Mahlwerk anschließende Rohrleitung befördert. Sie verbindet die Mühle mit dem weiter innen gelegenen retortenähnlichen Milchbottich. Die Schaufel ist abweichend von ihren Artgenossen nicht lediglich Transportmittel, sondern gleichzeitig Abweiser für Steine und Holzstücke. Sie scheidet mit Sicherheit alle Stoffe aus, die dem Mechanismus schädlich sein würden.

Für den geregelten störungsfreien Betrieb sind noch einige sinnreiche Instrumente in diesen Teil der Maschine eingebaut. Zunächst die Okulare von zwei beweglichen optischen Apparaten. Sie ähneln einer Camera obscura und bewirken auf den vom Rasen ausgehenden Lichtreiz hin auf einem Miniaturschirm chemische Reize. Dadurch wird ein Kontakt geschlossen. Augenblicklich setzen sich Schere und Mahlwerk in Bewegung und das ganze Werk kommt in Betrieb. Ist eine Stelle des Rasens abgegrast, so setzt ein anderer Reiz die Zugbänder des Bewegungsmechanismus in Betrieb und führt den ganzen Automaten an neue Rohstofflager. Eine Serie von sechs bis zehn solcher Maschinen muß auf solche Weise weite Rasenflächen vollkommen automatisch aus.

Gegen zerstörende mechanische Einflüsse von außen her ist die Maschine durch zwei dolchartige feste Abweiser gesichert. Sie sind des schönen Aussehens wegen gebogen und für den Menschen nicht ganz ungefährlich. Auf akustische Reize reagieren zwei fein konstruierte Apparate, die sich äußerlich durch zwei bewegliche Schalltrichter kundtun. Bei auftretenden Geräuschen kann die ganze Maschine in Bewegung kommen, wobei die Geschwindigkeit von Art und Stärke der Schallwirkung abhängt.

Schließlich seien noch zwei bemerkenswerte außen liegende Teile erwähnt: der Sammler und der Wedel. Ersterer hängt unten am Hauptkörper als beutelähnliches Gebilde, in dem sich das Fertigerzeugnis, Milch genannt, sammelt. Sie muß aus vier schlauchartigen Ansätzen, die für gewöhnlich geschlossen sind, periodisch abgelassen werden.

Das ist der einzige Akt an der Maschine, der — vorläufig noch — nicht automatisch vor sich geht, sondern im wahrsten Sinne des Wortes der menschlichen Hand bedarf. Alle übrigen Funktionen verlaufen so gut wie ganz ohne Bedienung. Ein einziger Mann besorgt morgens den Transport einer Automatengruppe auf die Wiese, überläßt sie dort

tagsüber sich selbst und überwacht abends ihre Rückkehr in den Schuppen.

Der Wedel hängt am hinteren Ende des Automaten als langes, biegsames Lau herunter, das in ein dicht behaartes buschiges Etwas endigt. Das Ganze ähnelt dem Löschwedel der Schmiede. Es dient als Ventilator und zur Vertreibung lästiger Schmarotzer.

Die Automaten sind gegen Witterungseinflüsse ziemlich unempfindlich. Regen fließt an den platten Außenwänden ab, da der Lederbalgen aus einem Stück ohne Naht besteht, also vollkommen dicht ist. Heißer Sonnenbrand — an sich schädlich — wirkt als treibende Kraft in der Richtung nach schattigen Bäumen hin.rostgefahr besteht nicht, da beim Bau keinerlei eiserne Teile verwendet wurden.

Bei dem chemischen Prozeß, dem der Rohstoff im Innern der Maschine unterworfen wird, erleidet das Gras eine vielfältige Umwandlung und Zerspaltung. Feste und flüssige Produkte gehen aus dem Grünzeug hervor. Drei verschiedene Flüssigkeiten sind mit Deutlichkeit erkennbar. Zunächst sammelt sich im Vorratsbehälter das Sinnbild der frommen Denkart, die weiße Milch. Viele behaupten, sie bilde den Daseinszweck des Automaten. Es scheint aber, daß das nicht ganz den Tatsachen entspricht, da es angeblich Apparate dieser Art gibt, die bei gleichem Rohstoffverbrauch keinerlei Milch hervorbringen. Sind das Drohnen unter den Arbeitern?

Ein zweites Erzeugnis von roter Farbe kreist, durch eine Saug- und Druckpumpe ständig in Umlauf gehalten, in bestimmten Rohrleitungen im Innern des Körpers. Angeblich zur Inbetriebhaltung des Werkes notwendig, ist es ganz sicher auch an den chemischen Reaktionen beteiligt. Als Schmier- oder Kühlfüssigkeit, wie vermutet werden könnte, kommt es nicht in Betracht. Seine Temperatur hält sich ziemlich konstant auf etwa 37 Grad. Eine vollständige Analyse dieses roten Saftes ist bisher noch keinem Chemiker gelungen.

Wenn man übrigens den Automaten an irgendeiner Stelle anbohrt oder mit scharfen Instrumenten die Außenhaut verlegt, so fließt man fast überall auf Röhren und Röhrchen, die solche Flüssigkeit führen. Sie steht in einzelnen Leitungen unter innerem Druck und spritzt infolgedessen an der verletzten Stelle aus, bei großen Röhren in dickem Strahl. Die Wichtigkeit dieses Stoffes für den Automaten erhellt daraus, daß bei reichlichem Verlust desselben die ganze Maschine außer Betrieb kommen kann. Sie ist dann abbruchreif, da sich der rote Saft nicht nachfüllen läßt.

Die dritte Flüssigkeit ist ihrem Wesen nach zu bekannt, um hier mehr zu sagen, als daß sie in mehr oder weniger großer Regelmäßigkeit abfließt und lediglich der Landwirtschaft Nutzen bringt. Das gleiche gilt von den sonstigen Fabrikationsrückständen. Ihre regelmäßige Beseitigung, die bei ungestörtem Betriebe ohne Nachhilfe geschieht, ist ebenso wichtig wie die Fortführung der Asche aus dem Kesselhause.

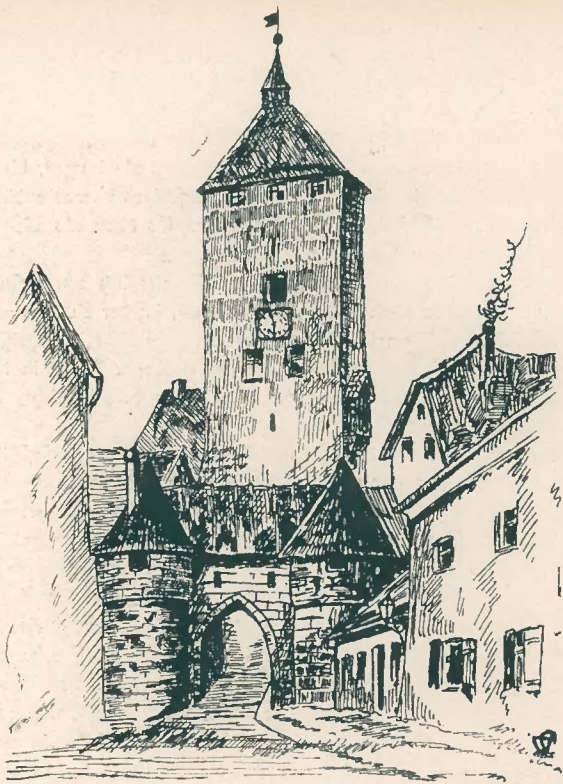
Haben wir somit eine recht vielseitige Erzeugungsskala, so ist doch das Wunder des Wirkungsbereiches der eigenartigen Maschine noch nicht genannt. Fragt man nämlich nach der Fabrik, die diese Automaten herstellt, so lautet die Antwort: das ist der Automat selbst. Durch einen geheimnisvollen Vorgang kann die Maschine so gestellt werden, daß bei der Verarbeitung des Rohstoffs ein Teil davon auf die Erzeugung eines neuen Automaten geht, der nach mehrmonatiger Bauzeit in seiner äußeren Gestalt und in seinen inneren Teilen vollständig fertig vorliegt. Nachher bedarf er nur noch einer gewissen Wachstumszeit, um wie sein Erzeuger zu arbeiten. Es ist wunderbar genug, daß diese Fabrikation ohne jede Zeichnung und ohne Überwachung vor sich geht. Auch sie ist vollkommen automatisch.

Die Instandhaltung der Milchautomaten beansprucht wenig Mühe, weil sie sich selbst betriebsfähig erhalten. Es sind keine Werkzeuge zu schleifen, keine Lager zu schmieren, keine Teile zu reinigen. Bei Störungen ist zwar eine Untersuchung notwendig, aber es findet kein Auseinandernehmen statt. Nehmen wir noch dazu den so sehr geringen Raumbedarf der ganzen vielgestaltigen Einrichtung, so müssen wir tatsächlich von dem Ideal einer Maschine sprechen, die ihrem Schöpfer höchste Ehre macht.



Nürnberg.

Mit vier un veröffentlichten
Federzeichnungen von J. Büchl.



Nürnberg

Weißer Turm



Nürnberg

Hinckesweg.

Wer zum ersten Male in die zweitgrößte Stadt Bayerns kommt, wird von einer seltsamen Stimmung berührt. Wenn man im dämmernden Abend durch eines der Tore in die erkergeschmückten Gassen tritt, über welche die hohen, spitzen Giebel ragen, so glaubt man

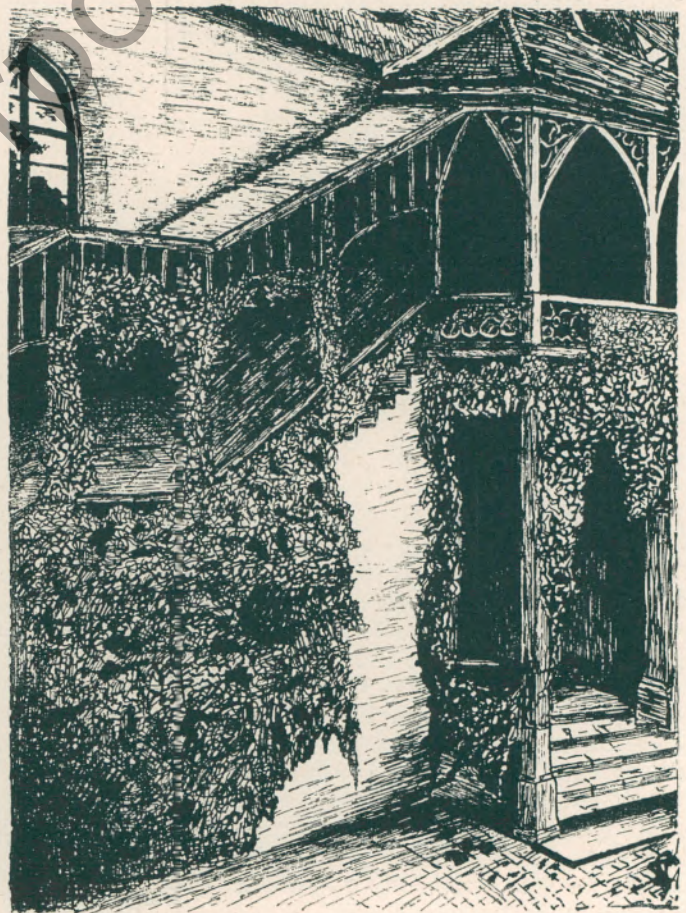
sich in längst vergangene Zeiten zurückversetzt. Breite Wälle mit dicken, wuchtigen Mauerwerken, mit unerschöpflicher Phantasie gezierte Häuser, köstliche Brunnen, einzigartige Kirchen — in ihrer Gesamtheit ein herrliches Denkmal deutscher Vergangenheit. Jeder Stein erzählt Geschichte, jedes Haus ist eine gemauerte Chronik.

Deutscher Wanderer! Wenn du nach dem Süden deines Vaterlandes kommst, laß dich nicht durch den aus zahllosen Schlöten kommenden Dunst, durch den die müde



Nürnberg

Blick von der Fleischbrücke.



Nürnberg

Schloßausgang.

Sonne lächelt, abhalten, der „alten Noris“ durch einen kurzen Besuch deinen Tribut zu zollen. Die Reichhaltigkeit der verschwiegene Reize und Schätze dieser echt deutschen Stadt wird dich für deinen kurzen Reiseaufenthalt reichlich entschädigen. Lenke deine Schritte hinauf zum Albrecht-Dürer-Haus, besuche das Germanische Museum, das Verkehrsmuseum, steige hinan zur stolzen Burg, dem Wahrzeichen Nürnberg, blicke hernieder auf diese tausendgiebelige Stadt und laß die reichhaltige Schönheit der erkergeschmückten Gassen, ihrer Brunnen und Tore auf dich einwirken.



Alte Wirtshauschilder
in Brandenburg a. d. Havel.



Bei einem Wirtse wundermild...

Von Ilse Riem.

Wie ein bildgewordenes Volkslied, wie ein Stück lebender Volkspoesie ragen in den lieben, alten, deutschen Städten die lustig-ehrwürdigen Wirtshaus-schilder hinein in die malerischen Gassen und Winkel und geben Straße und Platz einen besonderen, eigenen Ausdruck. So wie der Turm zur Kirche den Weg wies, so lockten die schmiedeeisernen Wandarme zum Gasthof, und was in dem weisevollen Ernst der Kirche, der strengen Würde des Rathauses ungesprochen und ungetan blieb — im Wirtshause wurde es verhandelt und erledigt.

Schon im frühesten Mittelalter, bis hinein in die Mitte des vorigen Jahrhunderts war das Wirtshaus der eigentliche Lebensnerv der Stadt — Börse und Nachrichtenzentrale, Hauptpost, Reiseverkehrspunkt und Unterkunftshaus zugleich. Erst die Eisenbahnen brachen die dominierende Stellung der Gasthöfe, sie behielten nur noch ihren historischen und poetischen Wert. Denn ihre heimelige Gemütlichkeit haben die alten Gaststätten sich erhalten; kein Hotel „allerersten Ranges“ mit aller Ausstattung und Bequemlichkeiten, die das moderne „Komfort“ bedürfnis ersinnen kann, wird bei seinen Gästen ein so trauliches Gefühl der Geborgenheit und Zufriedenheit auslösen können wie so ein alter Gasthof, in dessen getäfelter, zinnengeschmückter Wirtsstube schon viele Generationen um die schweren Eichentische saßen, deren riesiger Kachelofen schon seit Jahrhunderten müden und durchnäßten Wanderern Wärme und Behagen spendete. So kann auch kein modernes Gasthauschild, und wenn es noch so originell und künstlerisch hochwertig ist, uns solch freundlichen und doch prägnanten Eindruck hinterlassen wie die alten Wirtshaus-schilder und Herbergszeichen, die sich überall in alten Städten finden, und deren Erhaltung man jetzt liebevolle Sorgfalt angedeihen läßt.



Alte Mühle mit Herbergschild in Danzig.



Herberge mit Herbergschildern
in Frankfurt a. d. O.

Diese Schilder sind oft kleine Meisterwerke der Kunstschmiederei, bürgerliche Kunst- altertümer von hohem Wert, die denen der mittelalterlichen Goldschmiedekunst kaum nachstehen und trotz ihres rauhen Materials eine so reiche und feine Formsprache besitzen, daß die Eigenheiten und Wandlungen des Geschmacks sich auch bei ihnen deutlich ausdrücken.

Allen Herbergs- und Wirtshauschildern ist ursprünglich eine Form gemeinsam: die Wandschiene mit dem von ihr ausgehenden wagerechten Arm, beide von oben oder unten durch eine Stange verbunden. Zunächst wurde der so entstehende Raum mit Ranken oder Gittermotiven gefüllt, später auch mit Blattornamenten und allerhand sonstigen Zieraten, die auch die nun oft bozenförmigen Arme umschlossen. Die eigentlichen Schilder jedoch gaben der Schmiedekunst die reichste Gelegenheit, sich zu entfalten. Auf ihnen wurde der Name des Wirtshauses meist bildlich zur Darstellung gebracht, oder die Innungszeichen der Zünfte schmückten das Schild der Herberge.

Das Aufblühen des Kunstwesens und seine damit verbundene beinahe kastermäßige Absonderung und Einteilung gab den mittelalterlichen Herbergen ihr eigenes Gesicht.



Herbergstraße in Angermünde.

Nicht nur die verschiedenen Handwerke hielten sich streng gesondert, auch Meister und Gesellen trennte wiederum eine tiefe Kluft. Die wandernden Handwerksleute hatten ihre eigenen, durch Schilder und Aufschriften leicht erkennbare Herbergen, während die großen Zunftherbergen nicht dazu bestimmt waren, die reisenden Handwerksburschenschaftlich aufzunehmen; hier wurden nur die Angelegenheiten der Zünfte beraten und erledigt und vor allen Dingen die Feste und Trinkgelage abgehalten.

Neben den Handwerkerherbergen gab es noch die sogenannten „Eiendenherbergen“ für landfremde Reisende und Pilger, in denen diese unentgeltlich Obdach, Speise und Pflege erhielten.



Dunkelsbühl, Ulmer Schmiedgasse.

Die wachsende Sicherheit der Länder und Straßen nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges brachte das Gasthauswesen zur höchsten Blüte, und aus dem primitiven Zeichen des Wirtshauses, dem vor die Tür gehängten Strohwisch oder grünen Zweig, wurde das schöne, bildhafte Wirtshauschild. Die ganze Sagen- und Fabelwelt, vor allem aber das Tierreich, gab den Wirtshäusern ihre Namen und deren Schildern das Gesicht. Auch die Leuchtkraft der Farbe wurde zur Hilfe genommen: ein goldener Apfel an einem langen Ast wurde das Schild des „guten Apfelsbauers“. Das „blaue Ross“, der „graue Bär“, der „rote Hahn“ und der „rote Löwe“, das „schwarze Gerfä“, der „schwarze, weiße und rote Adler“ entstanden zusammen mit dem „grünen Baum“, der „goldenen Sonne“, dem „Mondschein“ und den vielen, vielen anderen wohl-

bekannten und weitberühmten Gaststätten. Manchmal deuten die Namen der Wirtshäuser auch auf die eigentliche Bestimmung des Hauses hin, z. B. die „Mühle“, das „Fährhaus“, der „Fischer“, vor allen Dingen aber die „Post“ oder das „Posthorn“, deren Wirtshauszeichen an den früheren Haupt- und jetzigen Nebenberuf des Wirtes erinnern.

Auch heute haben die alten Wirtshauschilder noch nichts von ihrer alten Anziehungskraft eingebüßt. Lustig, einladend und doch würdevoll schaukeln sie über den Häusern all derer, welche die alterstaugen Gassen durchwandern, auf dem weiten Platz haltmachen, um das wohlbekannte, immer neue und schöne Bild eines Marktplatzes zu genießen, immer wieder ziehen die oft entzückende Leichtigkeit und Harmonie der Schilder und Zeichen die Blicke auf sich.



Herberge in Zürich. Kleine Schragengasse 1.



Rothenburg o. d. Tauber. Brauhaus am Marktplatz.

ELBOGEN.

Von Hermann Baechter.

Mit drei unveröffentlichten Holzschnitten von A. Kraft.



Elbogen. Gesamtansicht.

Ort, wo die Eger sich zwischen Erzgebirge und Kaiserwald einen Ausweg bahnt aus dem Gebiet, das die alte Staufensstadt des gleichen Namens von alters her beherrscht, teilt inmitten eines Kranzes von waldigen Bergen ein Hügel in die Höhe und zwingt den Fluß, fast einen vollen Bogen um ihn zu schlingen. Buschiges Laub brandet in breiten Wogen an der Bergklippe in die Höhe, und aus den Wellenkämmen wachsen die wuchtigen Mauern einer mehrfachen Burg. Verwittert und grau horstet sie oben, von einem klogigen Turm übertrogt, eine stachlige Blüte, die der Wille zum Deutschturn vorzeiten aus dem Gestein getrieben, da die wendische Welle halb Deutschland überflutete.

Eine schwankende Kettenbrücke leitet zu dem Häzel hinüber und trägt die Straße in das Buschwerk hinein, dahinter sich eine winklige Gasse findet, die im Bogen in die Höhe führt und auf den Marktplatz eines Städtleins mündet, das Burg und Buschwerk erst verdeckten: Elbogen.

Inmitten des Plazes erhebt sich die edle Kunst einer Dreifaltigkeitssäule, aus einem Kranze von Heiligenbildern aufsteigend und von einem steinernen Geländer umfriedet. Altersgrame Häuser schauen hernieder, mit hohen, behäbigen Dächern behelmt, ein mäßiges Rathaus schiebt seinen Turm vor die Front, Kirchen luger herein, Gassen durchbrechen

den Kranz der Gebäude, zu verborgenen Köstlichkeiten führend, und die Burg überrichtet das Ganze.

Eine breite Lorfahrt führt durch den Block der Gebäude, die den Markt umstehen, auf eine Terrasse, die hoch über dem Fluß, einem Schwalbennest gleich, an dem Berghange klebt. Und welch köstlicher Blick tut dem schönheitsuchenden Auge sich auf! In tiefen Reihen ziehen die Hügel heran, die Rücken mit Wiesen umkleidet, die Flanken mit Wäldern bewehrt, gar stattliche Junker. Der Trozigsten einen haben sie vor ihre Massen geschoben, als ihr Führer zuerst die Stadt zu benennen. Er kommt an den Fluß — er stutzt, er steht und kann nicht hinüber. Die anderen drängen ihm nach, sie lügen ihm über die Schulter, sie sehen die Schranke und stehen erstarrt. Und das Städtlein hat etliche seiner Häuser die Lehne herniedergesendet, den drohenden Gefellen um sein Begehrt zu befragen, doch der steht verstummt und staunt ob dem Nest, das dem trozigten Berg wie eine stachelige Haut auf den Leib gewachsen.

Die meistender Stacheln sind heute zerbrochen, die Türme geschleift, die Mauern zerborsten, die ehemals die Stadt geschützt, da sie noch eine Mark gewesen wider den slawischen Schwall. Damals, vor fast tausend Jahren, als die Deutschen die Burg auf den Berg türmten, da war es ein Felsenest, das dem Ansturm der Feinde wohl zu trogen vermochte und die friedlichen Siedler zu schützen, die sich um seine Mauern scharten.

Schwere Stürme sind über Burg und Stadt gebraust und haben sich in ihren Zügen ausgewirkt; sie haben die wilden Hufenheere vor ihren Toren gesehen; heftiger und lang andauernder Zwiespalt mit den Burgherren hat den Frieden ihrer Bewohner zerrissen; die Reformation mit ihren Gewissensnöten hat sie mit Macht gepackt und in ihren Seelen gewühlt; der Dreißigjährige Krieg hat ihren Wohlstand vernichtet, ihren protestantischen Glauben zertreten und sie in Ungnade bei ihrem Landes-

herren geworfen. Arge Not hat ihre Herzen gehämmert und neu aufkeimender Wohlstand ihre Bürgertugenden gestärkt. Der Streit zwischen Maria Theresia und Friedrich dem Großen hat seine Spuren in dem Ort hinterlassen, und die trozigte Burg ist endlich wehrlos geworden gegen die Kriegsmittel einer neueren Zeit.

Glück und Unglück, Fürstengunst und Haß, Wohlstand und Armut sind in ständigem Auf und Nieder darüber hinweggepulst und haben eine

Bevölkerung gefunden, die beides zu ertragen mußte. Unter dem Wehen und Wirken all dieser Mächte sind Mauern und Türme und Häuser und Kirchen, Altäre und Brunnen, Handel und Wandel — und Menschen gewachsen, ein lebendiger Leib, ein organischer Körper, wie tausende noch — und anders als diese, weil andere Anpassungen und Kämpfe im Zusammenklang mit einer anderen Natur ein anderes Ergebnis liefern mußten.

So spricht dieses Städtlein zu dem, der sich zum Verweilen und Versenken in seine Geschichte bewegen läßt, Kraft seiner Schönheit in eindringlicher Sprache. Es lehrt ihn, diese alten Menschenfiedlungen als lebendig gewachsene Wesen zu werten, deren Erbauer kein schöngeistig abgewogener Plan geleitet hat, die wie die Blumen des Feldes aus ihrem Mutterboden herausgeblüht sind, schön

und natürlich wie diese; daß sie ein Ergebnis ihrer Geschichte und Lebensbedingungen sind, geädelt durch das natürliche Kunstempfinden ihrer Erbauer.

Ein eigentümliches Nest, liegt Elbogen auf seinem Berg, und so schön, wie nur deutsche Burgen und Städte sein können. So schön, daß der große Schönheitsucher und Kenner Goethe sich in einem Briefe, den er unmittelbar nach dem ersten Besuch des Städtleins schrieb, darüber äußerte: „Heute waren wir in Ellenbogen, dessen ich mich gar nicht mehr aus vorigen Zeiten erinnerte und das über alle Beschreibung schön liegt und sich als ein landschaftliches Kunstwerk von allen Seiten betrachten läßt.“



Elbogen. Alter Winkel.



Elbogen. Die Burg.

Astronomisches vom Juli 1927.

Von Prof. E. Hülsefötte.

Der kurz vor der Kaiserzeit Roms zu Ehren des Imperators und Kalenderverbesserers Julius Cäsar eingeführte und nach ihm benannte Monat Juli ist bekanntlich der heißeste des Jahres, trotzdem bereits im letzten Drittel des Vormonates die Sonne ihren höchsten Stand hatte.

Wenn auch die Lichtspenderin seit genanntem Zeitpunkt mit ihrem täglich fast siebzehnständigen Verweilen imstande war, der Erde das erreichbare Höchstmaß von Wärme zuzuführen, so kommt diese Wärme im allgemeinen doch erst im Laufe des Monats Juli zur Geltung dadurch, daß der zunächst vorgewärmte Erdboden die Wärme wieder ausstrahlt. Unsere Landwirtschaft hat diese Verhältnisse seit alters her zur Heuernte nutzbar gemacht und dem Zeitabschnitt den deutschen Namen „Heumonats“ gegeben. Seine Hitzeperiode wird durch die sogenannten „Hundstage“ gekennzeichnet. Weil die Sonne nunmehr in das Zeichen des Löwen tritt, erscheint gleichsam als ihr Begleiter oder Vorläufer am Morgenhimmel der helle Sirius oder Hundstern, Hauptstern im Bilde „Großer Hund“; daher der Name.

In diesem Monat liegt, wie die Sternkarte zeigt, für unsere Gegend die Milchstraße mit ihrem schönsten Teil, der sogenannten Gabelung um das Sternbild des Schwans, in bester Beobachtungshöhe über dem Ostpunkt, welcher Teil seit mehreren Jahrzehnten besonders ergiebiges Objekt wissenschaftlicher Erforschung ist. Letztere hat aber nicht das geringste gemein mit der sich dem Laien jetzt auf Schritt und Tritt aufdrängenden Weltelehre oder Glazialkosmogonie. Durch überhandnehmende Propagandaschriften — und seit wann hat wirkliche Wissenschaft solche nötig? — ist diese „neue Lehre“ leider dazu angetan, bei Nichteingeweihten zum mindesten Verwirrung zu schaffen. Ihre Entstehung schildert einer ihrer Anhänger mit folgenden Worten: „Der Entdecker war weder Astronom noch Astrophysiker, weder Geologe noch Meteorologe, sondern nur ein für die Herrlichkeiten und Geheimnisse des gestirnten Himmels empfänglicher Ingenieur, der sich vor langen Jahren in seinen Mußestunden mit Mondbeobachtungen an seinem kleinen Fernrohr beschäftigte. Da kam ihm einst blitzartig der Gedanke, daß die Mondoberfläche aus Eis bestehe...“, dann weiter:

„Es war ihm eine Offenbarung geworden — es gibt solche Inspirationen! Und die sind nötig, um ein Problem von der Stelle zu rütteln; erklügeln lassen sich neue Wahrheiten nicht.“ Die ganze Lehre beruht im wesentlichen auf suggestiver Begeisterung, nicht auf exakt wissenschaftlicher Errungenschaft; das möge zur Richtschnur dienen.

Von 10 Uhr abends an finden wir, wie die Karte zeigt, über unserem Gesichtskreis gen Süden das Skorpion-Sternbild, das für Liebhaberinstrumente schöne Doppelsterne und zwei Sternhaufen zu leichter Auffindung und Beobachtung nur in diesem Jahresabschnitt bietet. Vor allem fällt auch

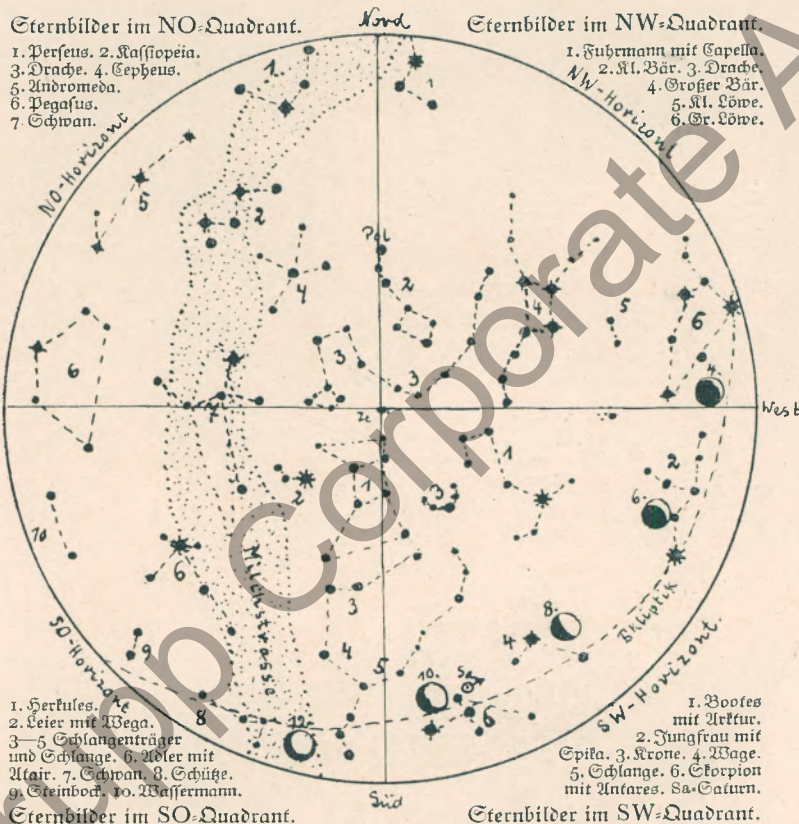
auf, daß der uns sichtbare Teil der Mondbahn das Gegenstück zu dem der Sonne gibt: tiefste Lage zur Horizontlinie.

Die Planeten schaffen den diesjährigen Julinächten wenig Anziehung. Merkur ist unsichtbar, weil zu dicht beim Zentralgestirn. Venus hat zwar den größten Abstand vom letzteren, wird aber anfangs gegen 10¹/₂ Uhr abends, am Schluß schon eine Stunde früher untergehen; im Fernrohr zeigt sie schmale Sichelform. Mars neigt sich im allgemeinen eine halbe Stunde früher zum Untergang als Venus, und nur Saturn ist, im Skorpion stehend, jeden Abend bis nach Mitternacht dem Blick erreichbar, aber — wie die Karte zeigt — fast nur im Horizontdunst. Jupiter kommt bis Ende des Monats schon gegen 10 Uhr abends zum Aufgang, ist daher nach Mitternacht bis zum Sonnenaufgang zu verfolgen. Etwas über ihm steht Uranus, nur teleskopisch sichtbar. Neptun

ist nicht zu haben, weil zu nahe der Sonne.

Die Mondstellungen und die Phasen lassen sich fast von Neumond bis Vollmond für die betreffenden Abendstunden in der Karte erkennen. Der Neumond fiel noch in den Vormonat, auf den 29. Juni, und brachte uns die Sonnenbedeckung, das erste Viertel folgte am 7. Juli, nachts 1 Uhr 52 Minuten (13,52 Uhr), Vollmond am 14. Juli, abends 8 Uhr 22 Minuten (20,22 Uhr), letztes Viertel am 21. Juli, nachmittags 3 Uhr 43 Minuten (15,43 Uhr) und Neumond am 28. Juli, nachmittags 6 Uhr 36 Minuten (18,36 Uhr).

Über den Verlauf der Sondererscheinungen des Juni, namentlich Sonnenfinsternis und Komet Winnecke, kann erst im Augustheft berichtet werden, weil das vorliegende Juliheft bereits vor Eintritt der Ereignisse zum Druck kommen mußte.



Juli bild des Sternhimmels im rheinisch-westf. Industriebezirk.
Zu Monatsanfang gegen 11 Uhr, Mitte 10 Uhr und Ende 9 Uhr abends.

Zeichenerklärung.

Sterne: * 1. Größe; * 2. Größe; • 3. Größe; • 4. Größe; • Mond; • Planeten; ☁ Nebel und Sternhaufen.
Die Sterne 1. Größe in den Sternbildern haben besondere Namen, die angegeben sind.

* H. Voigt: Eis im Weltenbaustoff. 2. Aufl. Berlin 1922. S. 6.



W o c h e n e n d e !

Es gehört heute beinahe zum guten Ton, über das Wochenende zu sprechen.

Ob wohl zehn Prozent von den vielen, die sich an den Möglichkeiten berauschen, auch nur ein einziges Mal den Versuch unternommen haben, die Probe aufs Exempel zu machen? Wer, als praktischer Anhänger des Wochenendgedankens, es unternimmt, die wenigen zu zählen, die ihm innerhalb der letzten Jahrespanne einschließlich der letzten Monate auf seinen Wochenendfahrten begegnet sind, wird gelinde und berechtigte Zweifel hegen dürfen.

Dem klaffenden Spalt zwischen Theorie und Wirklichkeit nachzuspüren, erscheint als dankbare Aufgabe; um so mehr, als zwei Feststellungen je länger je mehr an Boden gewinnen: zum einen, daß die heutige Form der Wochenendpropaganda weniger dem Hunger der Großstadtmenscheit nach Licht und Sonne und Natur als vielmehr einem nach neuen Verdienstmöglichkeiten Umschau haltenden Gastgewerbes gerecht zu werden versucht, und zum andern, daß der größte Teil der Wochenendlobgesänge ohne praktische Erfahrung am grünen Tisch geschrieben ist und daher selten als wirklich nahrhaftes Gericht serviert wird.

Als Haupthindernis für die Verbreitung des Wochenendgedankens muß die Kostenfrage in den Vorder- und Brennpunkt der Betrachtung gerückt werden. Solange ein Wochenende bei bescheidenen Ansprüchen höhere Anforderungen als 17,50 bis höchstens 10 Mark an den Geldbeutel stellt, muß die Erfüllung der zweifellos vorhandenen Sehnsucht für die weitaus größte Mehrzahl unserer Volksgenossen ein frommer Wunsch bleiben. Wie weit wir von dieser — bei nur einigermaßen gutem Willen der materiell an einer Verbreitung des Gedankens am stärksten interessierten Kreise der Gaststätteninhaber unschwer erfüllbaren — Notwendigkeit entfernt sind, kann nur derjenige beurteilen, der Woche für Woche zu neuen Entdeckungsfahrten loszieht und dabei hinreichend Gelegenheit findet, neben zahlreichen schlechten Erfahrungen auch Lichtblicke zu buchen, die ihm Hoffnung und Beweis dafür sind, daß man mit vorgenannter Summe auskommen kann und nicht unter allen Umständen mindestens 20 Mark in den Beutel tun muß, um vor unliebsamen Überraschungen sicher zu sein.

Es scheint mir eine vollkommene, über alle Maßen kurz-sichtige Verkennung der Verdienstmöglichkeiten, wenn sogenannte Touristenhotels und Gaststätten kleinerer abgelegener Orte, die an sich alle nötigen Vorbedingungen zum Wochenendaufenthalt in sich tragen, die Erfüllung dieses

— doch von ihnen am meisten anzustrebenden — Zustandes an einer übertriebenen Preisgestaltung für Verpflegung und Unterkunft scheitern lassen und damit sich selbst am meisten schaden. 3 bis 3,50 Mark (selbstverständlich zuzüglich 10 Prozent für Bedienung, obwohl eigentliches Bedienungspersonal fast immer fehlt) für eine einmalige Übernachtung in einem primitiven Dorfgasthaus zu verlangen und Einwände gegen die Höhe mit der selbstgerechten Geste abzuschütteln, daß man in Köln mindestens 6 und in Berlin mindestens 10 Mark bezahlen müsse, ist, vorsichtig ausgedrückt, aus den verschiedensten Gründen als eine gänzliche Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse zu bezeichnen.

Wer im Hotel wohnt, muß, sei es nun aus geschäftlichen oder persönlichen Gründen, die Kosten hierfür mit in Kauf nehmen — ganz abgesehen davon, daß ein Hotel in der Großstadt wesentlich höhere Unkosten hat und ganz andere Bequemlichkeiten bietet —, wer auf einer freiwilligen Wanderung sich durch unangemessene Forderungen über-vorteilt glaubt, wird sich das zweite Wochenende eher drei- als zweimal überlegen und seine üblen Erfahrungen sämtlichen Freunden und Bekannten als warnendes Beispiel mitteilen.

Ob diese in vielen Fällen berechtigte Niesmacherei der Förderung des Wochenendgedankens zuträglich ist, darffüglich bezweifelt werden.

Nach der — leider bescheidenen — Blütenlese meiner guten Erfahrungen ist (nicht: scheint) es möglich, für 1,50 bis höchstens 2 Mark in einem einfachen Landgasthaus unterzukommen. Ich habe dabei sogar nicht selten die Feststellung machen können, daß die Ausstattung des Zimmers und die Aufmerksamkeit des Gaststättenbesitzers meist im umgekehrten Verhältnis zur Höhe des Zimmerpreises standen. Und ich habe weiter — durch Rückfragen hier und dort — festgestellt, daß auch die Erfahrungen der Gegenseite, eben der „reellen“ Herbergsväter, die denkbar besten waren, da die Preiswürdigkeit sich überraschend schnell herumgesprochen und man, nach wenigen Monaten, fast immer das Haus voll hatte.

Es empfiehlt sich dringend, bei der Zimmersuche jede verkehrte Schüchternheit beiseite zu lassen, d. h. nicht stillschweigend mit allem vorlieb zu nehmen und die Höhe der Rechnung am nächsten Tage abzuwarten. Man sollte sich nie eher zum Bleiben entschließen, bis man das angebotene Zimmer besichtigt und den Preis (ob einz- oder ausschließlich Frühstück!) erfahren hat. Erscheint die Forderung zu hoch, gehe man wieder fort, ohne den Grund des Nichtbleibens zu verschweigen.

Diese Freizügigkeit und Gelassenheit in der Auswahl des Nachtquartiers setzt allerdings — und damit stehen wir schon mitten in der praktischen Behandlung der Fragen, die sich um das Wochenende ranken — die Beachtung eines Grundsatzes voraus: Niemals in später Abendstunde oder gar bei Nacht in dem Ort anlangen, den man sich als Bleibe ausgesucht hat. Die glücklicherweise immer mehr Boden gewinnende Gepflogenheit des Frühschlusses am Sonnabend (in der Regel spätestens um 2 Uhr) gibt die Möglichkeit, auch unter Einschaltung einer ein- bis zweistündigen Bahnfahrt (eine längere Fahrzeit sollte nur in ganz seltenen Fällen erfolgen) schon spätestens gegen 5 Uhr mit dem eigentlichen Wandern zu beginnen. Im allgemeinen empfiehlt es sich, am ersten Tage nicht mehr als zwei Stunden zu wandern und das Hauptgewicht auf das Ausruhen des abgearbeiteten Körpers zu legen. Zum richtigen Genuß gelangt man eigentlich erst, wenn man im Quartier Rucksack und damit gleichzeitig die Unsicherheit des Unterkommens von sich geworfen hat und doppelt erleichtert, ledig aller Sorgen gegen Abend eine Entdeckungsfahrt in die nähere oder weitere Umgebung des Wochenendschlusses unternimmt. Vorbedingung hierfür ist allerdings die Erkenntnis, daß es weniger darauf ankommt, in gerader Richtung eine möglichst große Zahl von Kilometern hinter sich zu legen, als vielmehr irgendwo einen Punkt zu finden, der vom Getriebe der Welt möglichst wenig berührt wird und Gewähr für unbedingte Ruhe und Abgeschlossenheit bietet. Diese Eigenschaften sind keineswegs so selten, daß es sich nicht lohnte, danach zu suchen. Es gibt auch in unmittelbarer Nähe des Industriegebietes genügend stille, verschwiegene Winkel und Ecken, in denen man sich tausend Meilen von allem Treiben und Drängen entfernt fühlen kann. Freilich gehört zum Finden zweierlei: eine gute Karte und die Fähigkeit, Karten zu lesen. Auf einer guten Karte (am besten sind die Karten der Landesvermessung 1 zu 50 000 oder 1 zu 100 000) kann man nach einiger Übung fast mit unbedingter Sicherheit, ohne die Gegend im übrigen aus eigener Anschauung zu kennen, feststellen, wohin man seine Schritte am besten wendet, um das zu finden, wonach man gerade Verlangen trägt, sei es nun ein stilles Tal oder bewaldete Höhenzüge.

Als zweiter Helfer und Berater leisten die von den größeren Verkehrsverbänden herausgegebenen Führer durch die Unterkunfts- und Gaststätten irgendeines größeren Gebietes gute Dienste, so beispielsweise der vom Rheinischen Verkehrsverband herausgegebene Führer „Rheinische Sommerfrischen und ihre Gaststätten“ und der vom Westfälischen Verkehrsverband erschienene „Führer durch die Sommerfrischen Westfalens“, die, übersichtlich nach Teilgebieten geordnet, gedrängte Auskunft über Preise für Übernachtung und Verpflegung geben*. Es ist natürlich nicht

unbedingt erforderlich, sich nun blindlings an die dort aufgeführten Häuser zu halten. Immerhin aber geben diese Führer eine zuverlässige Übersicht über die üblichen Preise und sind vor allem für denjenigen, der nicht viel gereist und daher mit den Preisverhältnissen wenig vertraut ist, eine nicht zu unterschätzende Stütze für die Angemessenheit einer Forderung.

Ein Punkt, der wichtig genug erscheint, um am Schluß noch gestreift zu werden, ist die Frage der Kleidung und des Gepäcks. Der Grundsatz: praktische Kleidung und leichtes Gepäck! Lackkappen, „Schwalbenschwänze“, Pappkartons und „Röllchen“ auf der Wanderung zeugen mindestens von der gleichen Unkultur wie das sprichwörtliche „Fisch mit dem Messer Essen“. Allerdings sollte man sich ebenso sehr davor hüten, in das Extrem der Touristenkarikatur aus den „Fliegenden Blättern“ zu verfallen. Nicht jeder ist in der Lage, sich einen besonderen Sportanzug zulegen zu können, aber fast jeder verfügt in seinem Kleiderbestand über einen Rock, den man „auf der Straße“ nicht mehr gern anzieht, sei es, daß die dazugehörige Hose schon den Weg alles Irdischen gegangen ist, oder die Ellbogen in zu verräterischem Glanz strahlen. Für das Wochenende tut — zur Not! — ein derartiges Kleidungsstück noch wertvolle Dienste, wenn man in irgendeinem Konfektionsgeschäft eine in Farbe und Muster einigermaßen dazu passende Kniehose ausfindig macht; nur sollte man darauf achten, daß der Wochenendauszug nicht allzu zusammengestückelt aussieht. Ein paar feste bequeme Schuhe, ein Hut, der die Unterbringung im Rucksack verträgt, ein ungestärktes farbiges, nicht leicht schmutzendes Oberhemd und ein weicher oder halbfester Kragen vervollständigen das Wochenendkleid, dessen Hauptaufgabe, um es nochmals zu wiederholen, die Bequemlichkeit (nicht Nachlässigkeit!) ist.

Der Rucksack sollte neben Ersatzwäsche und den unentbehrlichen Bedarfsgegenständen für das Übernachten ein Paar leichte Hausschuhe, ein Eßbesteck und nach Möglichkeit einen Regenmantel enthalten.

Der Weisheit letzter Schluß: Man richte die Rückfahrt so ein, daß man nicht in später Abendstunde in das Sonntagsgewirr und überfüllte Züge gerät, sondern sei nach Möglichkeit am Spätnachmittag wieder zu Hause. Die ganze Freude an einem glücklich gelungenen Wochenende kann unter Umständen durch einen verpaßten Abschluß empfindlich gestört werden. Eine ganz kleine Anregung: Ein Bad oder, wenn das nicht möglich ist, eine lauwarme oder kalte Abreibung des ganzen Körpers als Abschluß des Wochenendes wirkt Wunder. Wer es nicht glaubt, mache einen schüchternen Versuch. Und nun

Glückauf zum Wochenende!

ThII.

* Vgl. die Übersicht: „Wieviel kostet die Welt?“ auf Seite 35.



Linden-Verlag, München.

Das Meer.

Holzschnitt von Diet Nijland.

Wieviel kostet die Welt?

Fast alle großen deutschen Verkehrs- und Hotelverbände haben Werbeschriften herausgegeben, die einen Überblick über die Kosten für Aufenthalt und Verpflegung in deutschen Kurorten ermöglichen. Wer diese neuesten Preislitten zur Hand nimmt, wird erstaunt sein, wie billig man im Vergleich zu ausländischen Reisegebieten in diesem Jahr in Deutschland reisen kann. Die meisten Hotels und Pensionen nennen erfreulicherweise nicht nur ihre Mindest-, sondern auch ihre Höchstpreise und geben außerdem den Preis für das Zimmer und die einzelnen Mahlzeiten getrennt an. Der Reisende kann daher vor Eintritt der Reise sich ein genaues Bild von den Kosten seines Aufenthaltes machen.

Westdeutschland.

„Das schöne Sauerland“ nennt sich die neueste Werbeschrift des Sauerländischen Gebirgsvereins (Hauptgeschäftsstelle Iserlohn, Hochstraße 8). Auf 32 Seiten Kunstdruckpapier wird von dem stellvertretenden Hauptvorsitzenden Hugo Kracht und dem Geschäftsführer E. Schult in zwei Aufsätzen ein Überblick über die mannigfachen Naturschönheiten und Erholungsmöglichkeiten im Sauerland gegeben, dazu in einer Übersicht alles Nötige über die Aufgaben und Tätigkeit des S. G. V. erzählt. Rund 30 prächtige Bilder schmücken das handliche Heft, das wohl dazu angetan ist, dem herrlichen Sauerland wie auch dem Siegerland und Wittgensteiner Land neue Freunde hinzuzuerwerben. Das Heft kann von allen Verkehrsvereinen und Reisebureaus wie auch von der Hauptgeschäftsstelle des S. G. V. in Iserlohn gegen eine Gebühr von 20 Pf. bezogen werden.

Pensionspreise im Sauerland und Siegerland. Der Westfälische Verkehrsverband hat unter dem Titel „Sauerland, Siegerland, Wittgenstein, Waldeck, Ein Führer durch ihre Sommerfrischen“ ein rund 100 Seiten starkes Heftchen herausgegeben, das eine ausgezeichneten Überblick über die Erholungsstätten in den genannten Gebieten gibt. Besonders lobenswert ist die kurze alphabetische Aufzeichnung sämtlicher Orte mit kurzen statistischen und geographischen Bemerkungen (Eisenbahnlinie bzw. nächste Station, Kennzeichnung des Geländes — ob hügelig oder gebirgig, Laub- oder Nadelwald —, Badegelegenheiten, nähere Umgebung, Ausflugsmöglichkeiten usw.). Zahlreiche eingestreuete Bilder geben manche schöne und reizvolle Ausschnitte aus diesem heute noch zum größten Teil unentdeckten Fleckchen deutscher Heimat wieder, das infolge seiner Nähe das gegebene Erholungsgebiet für den naturhungrigen Industriemensch ist. Eine ausführliche Übersicht über die Preise in den einzelnen Hotels, Gasthöfen und Pensionen (Bettszahl, Preis für einmaliges Übernachten, volle Pension, Wochenendpreis, Angabe ob Bad, Garten, Gesellschaftsraum, Veranda usw. vorhanden) weist eine ganze Reihe von Hotels und Gasthäusern auf, die schon zum Preise von 4 Mark volle Pension einschl. Zimmer bieten. Die Schrift ist gegen Voreinsendung von 20 Pf. durch den Westfälischen Verkehrsverband, Dortmund, zu beziehen.

Preise in rheinischen Kurorten. In den rheinischen Sommerfrischgebieten ist der Unterhalt, gemessen an den Vorkriegspreisen, außerordentlich billig. Man verlangt je nach Lage des Hauses und Qualität des Gebotenen: an der Ahr für volle Pension 4 bis 7 Mark, für Zimmer mit Frühstück 2,50 bis 3,50 Mark; im Bergischen Land 4 bis 7 Mark bzw. 2,50 bis 4,75 Mark; in der Eifel 3,50 bis 6,50 Mark bzw. 2 bis 4,50 Mark; im Hesseiland (Bergstraße) 4 bis 6 Mark bzw. 2 bis 4 Mark; gleichfalls im Gebiet des Hunsrücks und Hochwalds; im Lahnggebiet 4 bis 6 Mark bzw. 1,60 bis 4,50 Mark; an der Mosel 4,50 bis 7 Mark bzw. 2 bis 4,50 Mark; an der Nahe 3,50 bis 7 Mark bzw. 2 bis 4,25 Mark; am Niederrhein 3,50 bis 8 Mark bzw. 2,30 bis 4,75 Mark; im Stufelauf des Rheins 4 bis 8 Mark bzw. bessere Häuser 8 bis 12 Mark, Zimmer mit Frühstück 2 bis 4,75 Mark; im Saargebiet 3,50 bis 6 Mark für volle Verpflegung, für Zimmer mit Frühstück 1,75 bis 3,50 Mark; im Siegggebiet 4 bis 6,50 Mark bzw. 1,25 bis 4,50 Mark; im Taunus 4 bis 6 Mark bzw. 2,20 bis 3,50 Mark; im Westerwald 4 bis 7 Mark bzw. 2 bis 4 Mark. Auch das Leben in den rheinischen Bädern muß als durchaus billig bezeichnet werden. Man bezahlt in einfachen gutbürgerlichen Hotels für volle Pension etwa 9 Mark, für Zimmer und Frühstück etwa 3 Mark; in besseren Häusern für volle Pension 6 bis 9 Mark, für Zimmer mit Frühstück 3,50 bis 5 Mark. Die ersten Häuser nehmen für volle Pension Preise von 10 bis 15 Mark, für Zimmer mit Frühstück 5 bis 9 Mark. In Pensionen kann man volle Tagesbesuche zu Preisen haben, die sich zwischen 3,50 und 8 Mark bewegen, Zimmer mit Frühstück von 1,50 bis 3,50 Mark.

Eine Übersicht mit genauer Preisangabe der einzelnen Hotels und Pensionen „Rheinische Sommerfrischen und ihre Gaststätten“ ist gegen Voreinsendung von 50 Pf. durch den Rheinischen Verkehrsverband, Godesberg am Rhein zu beziehen.

Wir bitten unsere Leser, uns die Erfahrungen (gute und schlechte) ihrer diesjährigen Sommerreise mitzuteilen zwecks Auswertung in unserm nächstjährigen Sonderheft: Reisen und Wandern. Alle Angaben werden auf Wunsch vertraulich behandelt.

Jeder sollte sich darüber klar sein, daß er nicht nur seinen Gastgebern, die ihn gut aufgenommen haben, mit einer weiteren Empfehlung einen selbstverständlichen Dienst erweist, sondern daß derartige Angaben allen Erholungsuchenden willkommen sind. Ebenso notwendig ist es aber, mit berechtigten Beschwerden (Übervorteilung, schlechte Verpflegung usw.) nicht zurückzuhalten.

Wir hoffen, daß die Überlegung, wieviel einem selbst an einer Empfehlung guter Gaststätten gelegen ist, unsern Lesern hinreichend Grund gibt, unserer Bitte um Mitarbeit nachzukommen. Besonders erwünscht sind uns Berichte über Erfahrungen in weniger bekannten Ferienorten und Sommerfrischen.

Süddeutschland.

Über die Preise im Gebiet des Badischen Verkehrsverbandes, das Schwarzwald, Odenwald, Neckar, Bodensee und Rhein umfaßt, unterrichtet die sehr übersichtliche, illustrierte Schrift „Badnerland – ein Wegweiser und Hotelführer“. Es gibt im Badnerland zahlreiche gute Hotels und Pensionen, die bereits volle Pension für 5 bis 6 Mark anbieten. In kleineren Orten, die schön gelegen und leicht erreichbar sind, findet der Besucher sogar schon Pensionspreise von 4 Mark bis 4,50 Mark. Das sind nicht etwa Hotels minderer Art, sondern beflaglich eingerichtete Häuser mit modernem Komfort. In den schönstegelegenen Kurorten des Schwarzwaldes finden wir durchschnittlich Pensionspreise von 6 bis 8 Mark in guten Hotels.

„Das Schwabenland“, ein auf Kumpdruckpapier hergestelltes 12seitiges Faltblatt mit einer Beschreibung des württembergischen Schwarzwaldes, des württembergischen Neckarlandes, von Hohenlohe-Franken, dem Schwäbischen Wald, der Schwäbischen Alb mit ihren Burgen und Felsen- zinnen und von Oberschwaben bis zum Bodensee und Allgäu, ist soeben erschienen. Es ist mit 14 hübschen Ansichten des schönen und mannig- faltigen Schwabenlandes ausgestattet. Den Titel schmücken Bilder vom Felsen- schloß Lichtenstein und von Heilbronn am Neckar. Das Faltblatt ist kostenlos zu beziehen vom Verkehrsverband Württemberg-Hohen- zollern in Stuttgart, Hauptbahnhof.

„Gasthöfe in Württemberg und Hohenzollern.“ Diese 36 Seiten starke Schrift wird jedem Reisenden, Erholungsuchenden und Wanderer willkommen sein. Sie enthält in praktischer Tabellenform ein Verzeichniß von guten Gasthöfen, Fremdenheimen und Heilanstalten im Schwarzwald, Neckarland, Schwäbischen Wald, in Hohenlohe-Franken, der Schwäbischen Alb und in Oberschwaben bis zum Bodensee und Allgäu mit Angabe der Preise für Zimmer, volle Pension, Frühstück, Mittag- und Abendessen sowie der sonstigen Einrichtungen der betreffenden Häuser. Beigegeben ist ein Verzeichniß der Heilwirkungen der betreffenden Bäder. Die Schrift ist kostenlos (gegen Antwortpostkarte) zu beziehen vom Verbandsverband Württemberg-Hohenzollern in Stuttgart, Hauptbahnhof.

Mitteldeutschland.

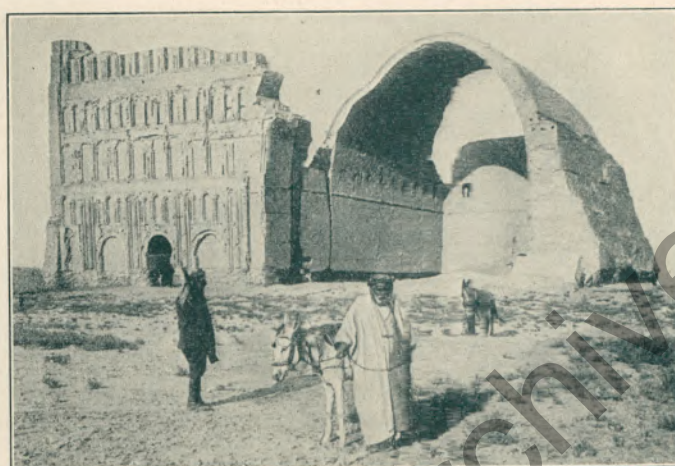
Pensionspreise im Harz. Über die Preise im Harz unterrichtet der Harzer Hotelführer. In diesem Führer sind die Preise sowohl erster wie einfacher Häuser aus zahlreichen Kur- und Erholungsorten des Harzes enthalten. In Bad Harzburg und in Schierke z. B. nennen einfache, gutbürgerliche Hotels Pensionspreise einschließlic Zimmer von 5 bzw. 5,50 und 6 Mark oder 6 bis 8 Mark, während die ersten Häuser dieser Orte, Häuser, die nach dem Gebotenen neben den ersten Hotels der großen Welt- und Modebäder genannt werden können, Pensionspreise von 10 Mark an bzw. von 9 bis 16 Mark angeben. Die Preise für einzelne Zimmer bewegen sich in diesen Orten zwischen 2 und 4 Mark in den einfacheren Häusern, 3 bzw. 4 und 6 Mark in den komfortableren Hotels. In Altenau zeigen einige Hotels Pensionspreise von 5,50 bis 7 Mark an, der höchste Preis wird mit 8 Mark genannt. Braunlages Hotels nennen dem Führer nach 6 Mark als niedrigsten Pensionspreis, während die Zimmerpreise mit 1,50 Mark beginnen. Auch in den anderen Orten des Harzes weisen die Hotels im allgemeinen die gleichen Pensionspreise auf — in gutbürgerlichen Häusern im Durchschnitt etwa von 5,50 Mark bis etwa 9 Mark —, und einfache Zimmer mit einem Bett sind vielfach schon für 1,50 Mark zu erhalten.

Tirol.

Preisabbau im ganzen Dolomitengebiet. Die Reisewelt wird es inuopathisch begrüßen, daß einer Mitteilung der Bozener Fremdenverkehrskommission zufolge die Hoteliers und Gastwirte dieser Stadt und des gesamten Dolomitengebiets sich entschlossen haben, für die Saison 1927 die Tarife für Unterkunft und Verpflegung um 10 bis 20 % herabzusetzen. Diese Maßnahme entspricht dem allgemeinen Preisabbau in den Provinzen Italiens.



Photothek.



Scherl.



Zeit im Bild

Oben links:

40 Jahre

Kaiser-Wilhelm-Kanal.

Im Jahre 1887 wurde der Grundstein zu der großen Wasserstraße gelegt, die, quer durch Schleswig-Holstein gehend, eine unmittelbare Verbindung zwischen der Nord- und Ostsee schuf.

Die Eisenbahnbrücke bei Rendsburg mit der Schwebefähre.

Oben rechts:

Babylonische Baukunst.

Malerische Ruine des am oberen Euphrat gelegenen Ktesiphon. Besonders beachtenswert ist der gewaltige, freischwebende Bogen der Tempelhalle.

Unten:

Das Reisekaufhaus.

Ein findiger Kopf ist auf den schlauen Gedanken gekommen, sein Kaufhaus auf Räder zu setzen, um seinen Kunden „weitgehend entgegenzukommen“.

Links: Außenansicht.

Rechts: Inneres des Reisekaufhauses.



Scherl.

„Sie konnten zusehen, man nicht kommen.“
Ein für den Berliner Zoo bestimmtes importiertes Giraffenebepaar feiert bei der Ankunft auf dem Lehrter Güterbahnhof Wiedersehen.

Nur für Schwindelfreie!
Maler bei der Arbeit an einem Reklameschild des Palast-Theaters in Chicago.

Scherl.



Photothek.

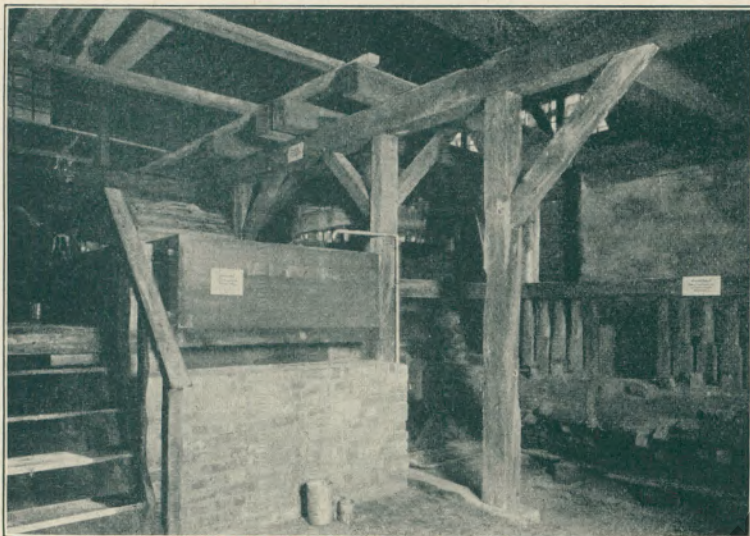
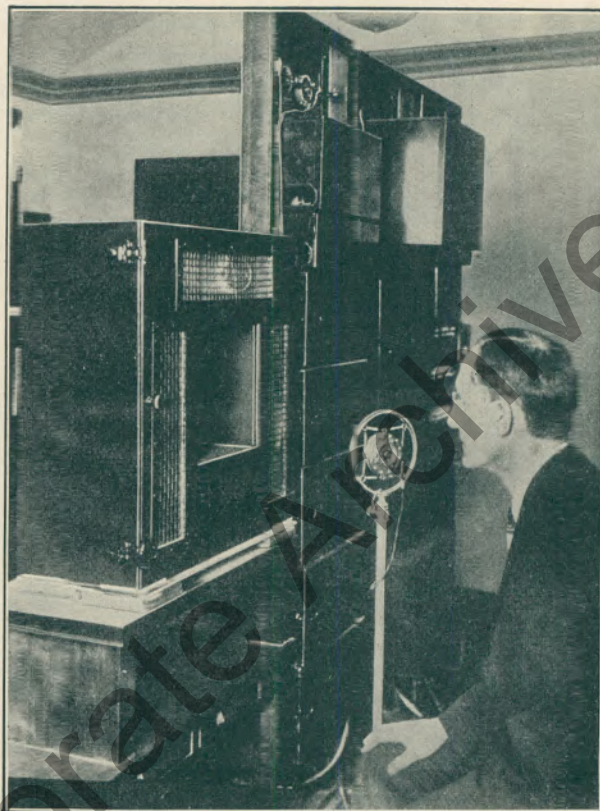


Wirtschaft und Technik.

Rechts oben:

Die ersten praktischen Vorführungen des Fernsehens in Amerika. Ein Beamter der Telefongesellschaft spricht am Mikrophon des Sendeapparates und wird gleichzeitig von drei vergitterten photoelektrischen Augen aufgenommen, die das Bild zur Empfangsstation weiterleiten.

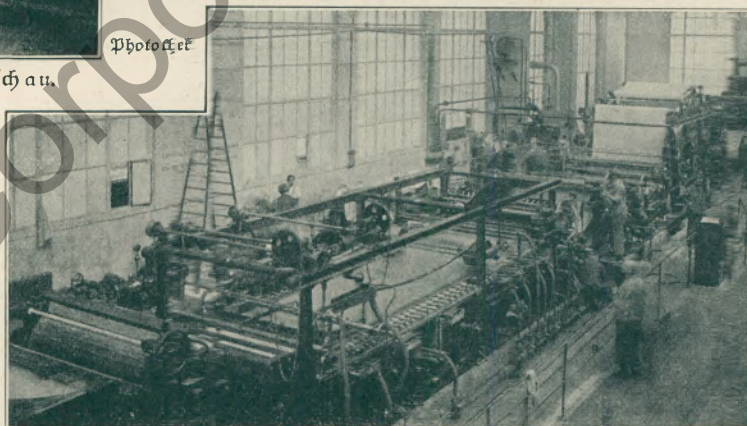
Industriebericht.



Die Papieraussstellung 1927 der Dresdener Jahreschau.

Oben: Eine alte deutsche Papiermühle.

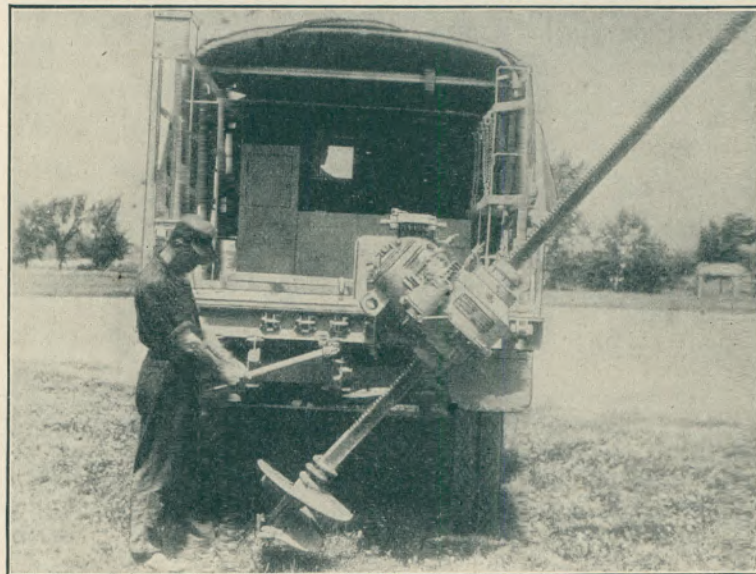
Rechts: Eine moderne Papierfabrik.



Die Maschine als Holzfäller.

Industriebericht.

Durch ein Drehgeleise wird die Motorkraft eines Traktors auf eine Kreissäge übertragen, welche durch ein Handrad gesteuert wird.



Die Maschine als Telegraphenstangenmonteur.

Industriebericht.

Um das bei Überlandleitungen überaus zeitraubende Ausheben von Gruben für die Telegraphenpfähle zu beschleunigen, hat man einen Spezialwagen konstruiert, der mit Hilfe einer Bohrmaschine in wenigen Minuten die Grube aushebt.



Festtag im Haus.

Von F. Reuter.

Festtag im Haus! Wer steht nicht noch einmal unter dem Sonnenglanz einst durchlebter Festfreude, gesegnet von der Erinnerung an solche Höhepunkte im Familienleben, die ihren goldenen Faden durch das Gleichmaß der Tage spinnen? Sie weihen Haus und Herz, sie rufen die fernsten Lieben auf unsere Schwelle, daß wir es im Zusammensein mit ihnen wieder tief inne werden, was es doch Köstliches ist um solch ein Zusammengehören, um Familienbände, um den Schatz treu gehogter Familiengüter, die wieder aufleben im Gedenken an Freud und Leid, an heimgegangene Geliebte. Da weckt ein Wort das andere im bewegten „Weißt du noch?“ Da reden vergilbte Briefe, da grüßen liebe Gesichter von den Wänden und möchten uns das Beste noch einmal geben, was sie im Leben errangen: festgewordenen Glauben, reifgewordene Liebe, verstehende Milde, verzeihende Güte: Ewiges im rinnenden Strom der Zeit! Lebt nicht in uns allen etwas von dem Kindersinn, der immer das gleiche wieder sucht, wie es Mutterhände uns einmal bereitet haben?

Familienfeste — sie kommen und scheiden im Jahreslauf, Blumen im Ahrenfeld der Arbeit, Feiertage für Haus, Herz und Hände. Wer bedarf ihrer nicht in der Unrast der Zeit? Wie bedürfen wir schon des Sonntags! Wie wächst das Verstehen für seinen Wert, wenn die sechs Wochentage wirklich Mühe und Arbeit bedeuten, wenn mit der Hand auch das Herz müde wird und mit dem Gewand auch die Gedanken abgenützt, bestaubt, zu Boden gedrückt! Und nun tritt der Sonntag über deine Schwelle, ein himmlischer Bote. Schon in den Samstagabend herein wirft er sein helles Licht! Weißt du, was er dir sagt? Wie fest dich die Arbeit hält und binden will, du bist doch frei, deine Seele ist es. Ob es dir nicht auch noch so geht wie jener Mutter, von der ihre Kinder sagten, wenn ihnen das Muttergesicht besonders lieblich erschien: „Mutter hat heute ihr Sonntagsgesicht“, weil sie gewohnt waren, daß bei der Mutter am Sonntag Haus, Herz und Anlaß hold und hell waren? Da kannten sie keinen schöneren und beglückenderen Vergleich!

Die Mütter! Sie sind es vor allem, die dem häuslichen Leben das Gepräge, den Sonn- und Feiertagen Licht und Schmuck geben sollen, daß es ein wirkliches Feiern wird! — Wie arm ist eine Mutter, die das nicht versteht! Wie dunkel ein Haus, in dem keine Festtage leuchten,

die das Innenleben bereichern, bei deren Herannahen Kinderaugen erwartungsfroh strahlen! Es bedarf nicht viel von außen dazu! Keine kostbaren Gaben, keine reichgedeckten Tische — nur ein warmes, frohes Herz, eine Frauenhand, die auch mit wenigem Farbe und Schimmer geben kann. Solch ein Herz versteht dann auch, wessen die Kinder bedürfen, und findet Zeit für sie, und wär's nur ein Viertelstündchen!

Die ärmste Mutter kann ihrem Kind den Sonntag herausheben aus der Kette der Arbeitstage, wenn er ihr nur ist, was er sein möchte! Und wie nötig ist es, daß man solchen Samen in die Kinderherzen sät — wie fest bindet damit die Mutter die kleinen Herzen durch einen hellen Sonntag an das ihre!

Man klagt so oft, daß die Kinder, wenn sie hinauskommen, so bald dem Elternhaus entfremdet sind, hingenommen von dem oberflächlichen Treiben des Lebens. Menschen wachsen auf, die nur dem Vergnügen, dem Verdienst, der Ehre nachjagen. Frage dich aber: Hast du deinem Kind in das Leben mitgegeben, was es braucht? Hast du, was du ihm anerkennen solltest und wolltest, auch vorgelebt?

Tausend feine Fäden sind es, die sich vom Elternhaus zu dem Kind in der Ferne weben, die das Kind so festhalten können, die sein innerstes Leben mit dem Daheim verbinden, wenn sie sorgsam geknüpft und nicht leichtsinnig zerrissen oder verkümmert sind.

Die Eigenart des Elternhauses ist doch meist bestimmend für die Entwicklung des Kindes und seine spätere Lebensauffassung. Das Kind bildet seine Begriffe nach den Bildern, die das häusliche Leben vor ihm aufrollt, das Haus ist seine Welt. Unbewußt saugt es in sich, was ihm da geboten wird — es wird ein Stück seiner Eigenart. Ist das Gebotene edel und gesund, dann hat das Kind alle Vorbedingungen, selber ein guter, tüchtiger Mensch zu werden. Das tun nicht Worte und Ermahnungen, das tut die Luft, die im Hause weht, der Sinn, der es durchwaltet. Was wir unsern Kindern lieb und schön und heilig machen, das nehmen sie so mit in das Leben hinein, das wollen sie so halten, darum werden sie auch kämpfen, wenn es angegriffen wird. Unsere Freude muß die Festlichter im Hause und die Lichtlein in den Kinderherzen anzünden!

Was war es einst doch schön, Mutter am Samstagabend an den Schrank und die Kommoden zu begleiten,

Du sollst den Feiertag der Seele heiligen, d. h. jene Augenblicke des Lebens vollbewußt grüßen, wo Großes uns begegnet, Ewiges uns mit den Schwingen streift — du sollst die Sonnenstunden des Daseins tief erfassen und bewahren, wie in goldenen Schalen, daß man daraus ein Lebensgut in das eigene wie in das Leben anderer trage.

Schleiermacher.

um zu sehen, wie da alles blickblank herausgeholt wurde, von den Kleidchen bis zu den weißen Schürzchen und den Sonntagschuhen! Ich glaube kaum, daß man mehr sonntägliche Vorfreude empfinden kann, als Mutter in unsere kleinen Herzen pflanzte, wenn sie das Geholte am Abend auf den Stuhl an unserem Bettlein ordnete, wenn sie nach dem letzten, allerletzten Kuß das Licht wegtrug und ihre liebe Stimme mit innerem Jubel beim Hinausgehen noch einmal rief: „Gute Nacht, Kinder — morgen ist Sonntag!“ Das strahlte bis in den Traum hinein, das saß am Bettchen beim Erwachen, das läutete mit dem silbernen Freudenglöcklein!

Und so waren alle Festtage — und über allem Festtagsglanz Mutters frohe Augen, in allem Schmücken und Feiern Mutters liebe Hände, die uns so fest hielten, die uns so nahe zu sich zogen — ganz an ihr Herz! So entfalteten sich für uns Festtag und Feiertag immer schöner,

immer tiefer. So wuchs unter dem fröhlichen Festgrün aus Knospe und Blüte die köstliche Frucht. Mutter war es, die uns lehrte, sie zu finden, nur durch die Art, wie sie den Festtag im Hause pflegte.

Das sind keine Außerlichkeiten. Es gibt nichts, was im Kinderleben nicht auch nach innen wirkt und mit der Zeit ein Bestandteil seines inneren Lebens werden kann.

Den Müttern möchte man es in ganz besonders tiefem Sinn zurufen: Du sollst den Feiertag heiligen, in dir und im Hause! Es rächt sich bitter, wenn man die gottgesandten Ruhetage und Höhepunkte des Lebens sich entgleiten und entwinden läßt. Sie sind Tau und Sonne für das Innenleben. Du verarmst, wenn du sie nicht aufnimmst. Die Seele, die sich dem Licht nicht öffnet, verliert die Empfänglichkeit dafür, sie wird stumpf und kann sich nimmer aufschwingen. Und — kann etwas Edleres verkümmern als eine Menschenseele?

Der Garten

Von Agnes Miegel

Auf dem Marktplatz einer alten Stadt
Stand ich an des schönen Brunnens Becken.
Plätschernd sprang das Wasser aus den Röhren
Und der Krug lief über, den ich füllte,
Doch ich gab nicht acht. Denn hinter hohen
Schmalen Giebeln hing des neuen Mondes
Silbersichel in dem klaren Himmel.
Und ich neigte dreimal mich und sagte:
„Wachse, junges Licht, und gib mir Freude.“

Sieh, da faßte jemand meine Hände.
Eine Stimme, eine nie vergess'ne,
Sagte: „Komm!“ — da ließ ich meinen Krug
Und ich folgte dir. Durch viele fremde
Gassen schrittst du vor mir durch die Dämm' rung,
Wandtest lächelnd dich bei jeder Biegung.
Endlich hieltst du still, schon nah dem Walle.
Hinter hohen, grasbewachs'nen Mauern
Standen reglos herbstlich bunte Wipfel.
Lachen scholl und Singen aus den Gärten.

Eine dunkle Türe schlossest du auf,
Die in einen stillen Garten führte.
Über seinen Zaun hing purpurroter
Wilder Wein von einer Nachbarslaube,
Und zur andern Seite streute eine
Mächtige Kastanie ihre Blätter,
Goldne Fächer, still zu unsern Füßen.
Herbst war ringsum.

Doch der Flieder blühte
Zart und voll in tausend blassen Dolden;

In den Beeten, unkrautüberwuchert,
Dufteten Levkoien und Federnelken,
Und an hohen Stämmen, schwer von Schönheit,
Neigten sich die bleichen Edelfrosen . . .
Und wir beide standen Hand in Hand
In dem blassen Licht des jungen Neumonds,
In dem Frühlingsblühn, in das die gelben
Müden Blätter unablässig fielen.
Und ich fragte: „Lieber, sag, wo sind wir?“
Und du sprachst:

„Im Garten unsrer Jugend . . .“

(Aus „Gesammelte Gedichte“)

Zwei deutsche Dichterinnen.

Von Clara Prieß, Lübeck.

In unserer deutschen Dichtung stehen heute Frauenkunst und Frauenschaffen mit an erster Stelle. Wenn wir Agnes Miegel nennen, so bedeutet dies, daß wir von einer der größten — manche urteilen der größten — heute lebenden deutschen künstlerischen Kraft in der Lyrik und Balladendichtung sprechen. Börris von Münchhausen schätzt ihre Kunst sehr hoch ein und stellt ihr Bestes an allererste Stelle.

Unbeirrt, in vornehmer Zurückhaltung, geht Agnes Miegel ihren Weg. 1879 in Königsberg geboren, lebt sie noch heute in ihrer Heimatstadt. 1908 gab sie ihre „Gedichte“, 1911 die „Balladen und Lieder“ heraus (Eugen Diederichs Verlag in Jena). Hier erschienen auch 1920 die „Gedichte und Spiele“, darin das feine Spiel „Der Gaukler“ — eine Ernte, die sich nicht durch Umfang, aber durch Gehalt und Auserlesenheit auszeichnet.

Agnes Miegel ist kein Neutöner, kein gewaltsamer Originalitätsfucher. Ihre Gedichte lehnen sich zumeist an überlieferte Formen an, aber sie geben Eigenstes und vertiefen gegebene Formen in wundervoller künstlerischer Arbeit zu Eigenem. Und sie findet das Wort, auch künstlerisch als Frau zu wirken, den Ton, hier ganz Neues zu geben und zu gestalten. Wie zittert dies verhaltene Frauentemperament in den paar Zeilen „Mädchengebet“:

Ich bitte dich, Herrgott, durch Christi Blut,
Bewahr' mir meinen Liebsten gut!

Ich bitte dich, Herrgott, aus Herzensgrund,
Daß mich mein Liebster küßt auf meinen Mund!

Kniesällig bitt' ich dich, bei meiner Seligkeit,
Gib, daß er stirbt, wenn er ein' andre freit.

Dann das wunderbare „Wenn ich wüßte“ und das Frau-liche:

Gib am Ende meiner Wanderschaften,
Wenn der Abend langsam niedersinkt,
Daß ein Schall von Feierabendglocken
Süß und tröstend mir zu Ohren klingt.

Gib mir dann ein Haus mit hohem Giebel,
Rings von Gliederhecken eingehegt,
Und am Gartentore meiner wartend
Gib ein Kind, das meine Züge trägt.

Diese Verse sind ihrem ersten Gedichtband entnommen, der auch schon Schönes an Balladen bringt. Aber die reifsten Balladen enthalten die „Gesammelten Gedichte“, so vor allem „Die Nibelungen“, die wunderbare „Schöne Agnete“, die „Frauen von Nidden“ und Balladestückes aus der Zeit der französischen Revolution.

Wer solche Balladen dichten kann, verfügt auch über eine ganz starke geschichtliche Bildung und Anschauung. Auch dafür verdient Agnes Miegel den Ehrendoktor, den die Universität Königsberg ihr verlieh.

Die Königsberger konnten in Agnes Miegel aber auch die Dichterin der Heimat verehren. Wie versteht sie ihr ostpreussisches Land, wie die Vaterstadt zu schildern! Als Beispiel seien die ergreifenden Verse „Heimweh“ herausgegriffen:

Ich hörte heute morgen
Am Klippenhang die Stare schon.
Sie sangen wie daheim,
Und doch war es ein anderer Ton.

Und blaue Weissen blühten
Auf allen Hügeln bis zur See.
In meiner Heimat Feldern
Liegt in den Furchen noch der Schnee.

In meiner Stadt im Norden
Stehn sieben Brücken, grau und greis,
An ihre morschen Pfähle
Treibt dumpf und schütternd jetzt das Eis.

Und über grauen Wolken
Es fein und engelslieblich klingt —
Und meiner Heimat Kinder
Verstehen, was die erste Lerche singt.

Das letzte Jahr brachte uns Agnes Miegels erstes Prosawerk, „Altpreussische Geschichten“. Auch hier zeigt sich die epische Kraft der Dichterin in balladesker Wucht und Kürze, so in der wunderbaren Erzählung von den „Sieben Ordensbrüdern“. Bei der strengen und starken Art, mit der Agnes Miegel arbeitet, der Selbstsucht, in der sie nur künstlerisch Reifes gibt, ist weiter Wertvolles von ihr zu erwarten.

In der Lyrik ihr gleichwertig, in der eigentlichen dichterischen Epik, der Ballade, bisher nicht produktiv, steht Ina Seidel neben Agnes Miegel. Dagegen hat Ina Seidel in ihren Prosawerken, in Romanen und Novellen, stark Episches geleistet.

„Des Menschen Weg geht innenwärts“ — dies Novaliswort könnte als Motto stehen über Ina Seidels Schaffen. Nicht als ob ihre Werke sie bisher nicht auch äußerlich von Erfolg zu Erfolg geführt hätten, als ob nicht noch viel Starkes und Neues an äußeren Leistungen von ihr zu erwarten wäre. Aber die innere Vertiefung, die Erkenntnis des Weges, der ihr eigener ist, den sie auch ihren Menschen „innenwärts“ finden läßt, sind das Schönste und Ausschlaggebende an ihrer Arbeit.

Ihre Kriegsgedichte „Neben der Trommel“ machten sie bekannt, darunter das ergreifende „Und das war mein Bruder Tod“. Heute liegen drei Bände ihrer Gedichte vor. Der Titel des einen, „Weltinnigkeit“, charakterisiert gut das Tiefste dieser Lyrik: Einswerden mit Blume und Baum, mit Sonnenschein und Sternenglanz, darin die eigene Gebundenheit vergessen und verlieren — und Gott finden.

Die Wälder rauschen an mein Herz,
Die Wolken schleifen drüber hin,
Da fließt es über in den März
Und atmet aufgelöst darin.

Nun bin ich selig leer — bin nichts
Als großer blauer Frühlingstag,
Duftend in Strömen goldnen Lichts,
Durchläutet hell vom Meissenschlag.

Unsterblich duften die Linden. —
Was bangst du nur?
Du wirst vergehn, und deiner Füße Spur
Wird bald kein Auge mehr im Staube finden.
Doch blau und leuchtend wird der Sommer stehn
Und wird mit seinem süßen Atemwehn
Gelind die arme Menschenbrust entbinden.
Wo kommst du her? Wie lang bist du noch hier?
Was liegt an dir? —
Unsterblich duften die Linden.

In den „Neuen Gedichten“ (wie die anderen Verbände erschienen in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart) werden die Gedanken und Verse voller, reicher, umfassender. Daß sich aus Ina Seidels Einsfühlen mit allem Leben der Glaube an ewiges Verwandeln und Werden knüpft, zeigen die „Verwandlungen“ und „Genius“. So der tiefe „Ruf“:

Eine Stimme ruft dich in der Mitternacht,
Und du bist schon öfter von ihr aufgewacht,
Aber sie verstummte, wenn du eifervoll
Sprachest: „Herr, ich höre — sag' mir, was ich soll.“

Eine Stimme ruft dich, die nicht Antwort will.
Ohne Worte ruft sie, Antwort macht sie still.
Wie ein Stern aus Wolken bricht sie auf dich ein
Und posaunenergen ist des Sternes Schein.

Hebe dich vom Lager, blicke dich nicht um,
Laß dich von der Stimme ziehn durchs Dunkel stumm.
Und am Rand der Erde, wo Gott nach dir schreit,
Mündest wie ins Meer du in ihn aus der Zeit.

Neben Agnes Miegel gibt uns Ina Seidel wohl die schönste deutsche Frauenlyrik unserer Zeit. Aber auch als Erzählerin ist sie stark. Ihre durch die Zucht der Lyrik gegangene Sprache ist hier reich an Schönheit. Gleich die beiden ersten Romane „Das Haus zum Mond“ und „Sternenheimkehr“ (Deutsche Verlagsanstalt) zeigen neben Unausgeglichenheiten ein sehr starkes und eigenartiges Erzählertalent. In dem großen biographischen Roman „Das

Labyrinth, ein Lebensroman aus dem 18. Jahrhundert“ gibt uns Ina Seidel Meisterhaftes. Das Leben des Weltumseglers und Naturforschers George Forsters des Jüngern zieht an uns vorüber. George Forster muß seinen Weg gehen, den einsamen Leidensweg, der ihm sein stilles Gelehrten Glück, Weib und Kinder, Freund und Vaterland nimmt und ihn in den Konventstagen in Paris einsam aufs letzte Lager wirft.

„George Forster lächelte, er wußte nun: durch die äußeren Gänge des Labyrinths begleiten uns Jugend und Hoffnung. Wir füllen unser Herz mit Welt, und wenn wir leiden müssen, geschieht es unglaublich, als hielten wir es für einen Irrweg der Vorsehung.“

Vor den inneren Windungen des Labyrinths erwartet uns der Schmerz. Er nimmt uns in Empfang und bleibt bei uns. Er heilt uns von der Anschauung, daß er ein Irrtum der Vorsehung sei und wir etwa gar nicht gemeint seien. Er entkleidet uns aller unserer Hoffnungen und jagt uns nackt durch die entsetzlichen Irrgänge dem furchtbaren Rätsel zu — wenn wir es nicht vorziehen, selbst in die letzte Kammer zu gehen, freiwillig und ohne nach des Opfers Zweck zu fragen.

Wenn wir Geopferten werden zu Opfernden, so haben wir heimgefunden in das Herz der Dinge und Gottes. Das Labyrinth versinkt und wir sind frei.“

Das Buch gibt allertiefstes Erleben und in glänzender Arbeit eine wundervolle Erfassung der Rousseau-, Werther- und Revolutionszeit.

Wir haben ein Recht, stolz auf die künstlerischen Leistungen dieser deutschen Frauen zu sein, und erhoffen für viele hier Freude, Bereicherung und Verständnis.

Wohnung und Kunstgewerbe.

Zwei Ausstellungen 1927.

Von den Ausstellungen dieses Jahres wird zweifellos das größte Interesse für uns Frauen die Mitte Juli in Stuttgart beginnende (bis Ende Sept. dauernde) Werkbundaustellung „Die Wohnung“ bieten. Die für uns alle so brennende und in lebhafter Diskussion nun seit Jahren erörterte Frage nach der neuen Wohnung soll hier zum erstenmal durch die Tat beantwortet werden. Denn es werden nicht nur in einer umfangreichen Hallenausstellung alle zur Wohnungseinrichtung notwendigen Dinge, von Fußbodenbelag und Tapete bis zum kleinsten Haushaltsgegenstand, in übersichtlicher Schau dargeboten: eine Siedlungsanlage von sechzig Wohneinheiten, erbaut von siebzehn namhaften Baukünstlern des In- und Auslandes, wird zugleich ein Bild vom Stand der heutigen Baukunst zu geben versuchen. Da diese (teils Einfamilien-, teils Miethäuser) nicht etwa wieder abgerissen, sondern stehenbleiben und im Herbst bezogen werden sollen, wird man hier auch einmal die Möglichkeit haben, Erfahrungen über die Benützung neuartiger Häuser zu sammeln.

Das Interesse der Hausfrau wird sich in der Wohnungsausstellung aber vor allem noch einem anderen zuwenden, nämlich dem dort behandelten Thema: Entlastung durch zweckmäßige Einrichtung der Wohnung, insbesondere der Küche. Letzteres Problem wird in der Hallenschau ganz besonders gründlich behandelt werden durch eine Reihe von Musterküchen, die die Stuttgarter Frauenkommission der Werkbundaustellung einrichtet und die, im Betrieb vorgeführt, zeigen sollen, wie man in einer vernünftig eingerichteten Küche durch überlegte Arbeitsweise Kraft und Zeit sparen kann.

In einem gewissen Gegensatz zu dieser Ausstellung steht die des europäischen Kunstgewerbes im Leipziger Grassi-Museum (bis Mitte September). Hier sehen wir in Räumen, die von den Ausstellern selbst gestellt sind, einen Überblick über das Kunstgewerbe Deutschlands, Belgiens, Dänemarks, Frankreichs, Großbritanniens, Italiens, der Niederlande, Österreichs, der Schweiz und der Tschechoslowakei.

Abgesehen von der an sich erfreulichen Tatsache, daß eine so internationale Ausstellung schon jetzt zustande kommen konnte, darf man erfreut feststellen, daß inmitten der gerade uns Frauen nicht mehr voll befriedigenden rein kunstgewerblichen Einstellung der Schaffenden schon in allen Ländern der Hauch eines neuen, weniger ästhetischen Zeitalters zu spüren ist. Freilich muß man, um den Beginn solchen Erwachens zu empfinden, ein sicheres Gefühl für Wertigkeiten besitzen, die nicht an der Oberfläche liegen. Die Ausstellung dürfte zu ihrem Teil dazu beitragen, dieses kritische Gefühl zu stärken, denn nichts ist lehrreicher, nichts hebt das bisher nur dunkel Geahnte deutlicher ins Bewußtsein als die kritische Betrachtung solcher unterschiedlicher Werte, für die jene notwendige Resonanz erst durch häufige Übung geweckt und gestärkt werden kann.

Zum Schluß noch etwas Wichtiges für den Besuch einer jeden Ausstellung. Wir Frauen neigen im allgemeinen mehr als der Mann zu einer gewissen, oft aus Fanatische streifenden Unentwegtheit, in einer Kompromisse heftig ablehnenden, ganz einseitig nur die vorschwebende Idee verfolgenden Sehnsucht zur Lösung zu kommen und diese nur dann als solche anzuerkennen, wenn sie vollkommen das uns vorschwebende Ideal erfüllt. Diese Unbedingtheit im Wollen ist für das Streben zweifellos sehr wertvoll und ein Gewinn für den, der so empfindet.

Bei der Betrachtung einer Ausstellung aber soll man sich hüten, etwa deshalb, weil nicht alles erreicht ist, auch das Positive gering zu schätzen und also das Kind mit dem Bade auszuschütten! Darüber muß man sich bei derartigen Veranstaltungen von vornherein klar sein, daß sie immer nur einen Schritt bedeuten können auf dem Wege, der uns aufwärts führt. Nicht endgültige Lösungen, nicht eindeutige Ergebnisse darf man erwarten, dazu sind alle diese Dinge überhaupt noch viel zu sehr im Fluß. Aber schon das Suchen nach der Lösung, in übersichtlicher Schau dargeboten, ist wertvollste Bereicherung für den, der es eben als solches Suchen zu werten versteht und in ihm den Keim für die Frucht einer späteren Zukunft erkennt und ehrt.

Dr. E. M.

Die deutsche Shakespeare-Woche in Bochum.

Die Industriestadt Bochum hat in den Tagen vom 11. bis 17. Juni eine Großtat ruhrländischen Kulturwillens gesehen. Es fand dort die von der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft gemeinsam mit der Stadt Bochum ins Werk gesetzte deutsche Shakespeare-Woche statt. Tagungsort der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft ist sonst Weimar, und es will schon etwas bedeuten, wenn man heuer den klassischen Boden verlassen und sich nach Bochum begeben hat. Doch das unerhört kühne Wagnis des Intendanten Dr. Saladin Schmitt, die Aufführung des gesamten Shakespeareschen Königsdramenzyklus, hatte die alte Kulturgesellschaft mit der Tradition brechen und ins Ruhrland gehen heißen. Die Teilnahme an der Veranstaltung war so stark, daß der Vorbereitungsausschuß sich entschlossen hat, für die höheren Schulen Rheinlands und Westfalens in der Zeit vom 9. bis 15. Juli eine besondere Festwoche einzurichten. Es liegen hierfür bereits so viel Anmeldungen vor, daß die Wiederholung gesichert ist.

Die an den einzelnen Tagen gehaltenen Vorträge der namhaftesten Shakespearekenner über Grundlage und Wesen der Shakespeareschen Königsdramen boten einen seltenen Genuß und fanden eine überaus zahlreiche und dankbare Zuhörerschaft. Ergebnisse jahrelanger Forscherarbeit, klangen die Betrachtungen der Referenten dem literarisch Interessierten wie Offenbarungen.

Doch die eigentliche Bedeutung der Woche liegt auf theatergeschichtlichem Gebiete. Ist doch die Bochumer Bühne die erste, die sich an eine zusammenhängende Aufführung der Königsdramen heranwagte und die Möglichkeit der Lösung dieses Problems vor einem Forum berufener Künstler und Shakespeareforscher unter Beweis stellte. Eine Woche voller gewaltiger künstlerischer Eindrücke hat gezeigt, was ein Theater unter der beispielhaften Leitung eines wirklichen Theatermannes und Künstlers zu leisten imstande ist. Zähes Wollen führte zum Vollbringen. Allerdings waren Künstlerschaft und technisches Personal in der Vorbereitungs-

zeit bis in die späte Nacht hinein tätig, und nicht selten graute über ihrer Arbeit auch wieder der neue Tag.

Dramaturgische Bedenken aller Art hatte Dr. Schmitt bei seiner Arbeit zu überwinden. Dem Laufe der Jahrhunderte zollt selbst die genialste Schöpfung ihren Tribut. So fehlt es denn auch den historischen Werken hier bei der Fülle der Geschehnisse oft an jener Einheitlichkeit und Geschlossenheit, die dem Begriff des modernen Dramas entspräche. Es gibt da eine Uneinanderreihung historischer Ereignisse, mehr erzählenden als dramatischen Charakters, und Heinrich VIII. gar ist lediglich eine historische Revue. Den nüchternen Gegenwartsmenschen kann hier nur eine äußerst geschickte Inszenierung befriedigen. Zudem erforderte die Aufführung des Zyklus in seiner Gesamtheit eine Einstellung der einzelnen Dramen auf eine Grundidee. Erst dann konnte eine organische Einheit wirksam werden. Es galt also, schon bei der Ouvertüre an den Epilog zu denken, die Spielenden miteinander zu verschmelzen, ohne jedoch die einzelnen Stücke ihrer Atmosphäre zu entziehen und damit ihrer Charakteristik zu berauben.

Dies ist nur einiges aus der Aufgabenfülle, die der Vorhand des Dramaturgen harrte. Daß die immerhin nicht von der Hand zu weisende Gefahr der Verzerrung der eigenartigen Shakespeareschen Struktur des Dramas von vornherein vermieden wurde, zeugt von großem Künstlertum.

Shakespeare muß eben Shakespeare bleiben. Und daß wir Shakespeare sahen, danken wir Dr. Schmitt. Mit der Wiedergabe der Historien verfolgte er, wie er selbst sagte, rein künstlerische Zwecke; es kam ihm nicht darauf an, englische Geschichte oder Kulturgeschichte zu treiben oder gar philologische Übungen abzuhalten; seine Bühne sollte auch mit dem Königsdramenzyklus nichts anderes sein, als was sie in all ihren Äußerungen sein möchte: Theater, begriffen als schauspielerische Repräsentation des dramatischen Kulturgutes. Benetto.



Gerhart Meineke als König Richard III.

Wide World Photos

Düsseldorf.

Uraufführung im Düsseldorfer Stadttheater: „Hypatia“.

Zwei Welten bekämpfen sich in dieser musikalischen Tragödie: die des untergehenden Griechentums und die des immer siegreicher sich ausdehnenden Christentums. Zu Beginn des 5. Jahrhunderts blüht auf dem Boden Ägyptens noch einmal alle geheimnisvolle Schönheit des hellenischen Kultes auf. Der Führer der Christen erkennt in der Philosophin Hypatia die wichtigste Vertreterin dieser heidnischen Urkraft, kann aber doch zugleich die ganze Bewegung nicht mit äußerster Energie bekämpfen, weil er die Reinheit ihres Kultes gewahrt wird. Der Statthalter — selbst Christ — ist zudem begeisterter Anhänger des antiken Kultes und der Geliebte der schönen Griechin. Daher denn auch erbitterter Widerstreit zwischen den beiden Führern, die dennoch jeder Gewalttätigkeit ausweichen wollen. Aber der Fanatismus der Menge verlangt sein Opfer und tötet die Philosophin. Im Sterben fällt ihr Blick auf das Christusbild: „O Mensch du ... oder Gott! Was bin ich dir? Warum starren deine Augen mich so an? Warum sind sie so traurig und voll Leid? Ist es Barmherzigkeit mit mir, daß du weinest?“ Nicht mehr ein Einzelwesen ist's, das hier stirbt, sondern eine ganze Kultur, die eine bewundernswerte Höhe erreicht hatte. Daß die Tragödie die Antwort darauf schuldig bleibt, wer nun eigentlich Sieger ist, muß als Zeichen einer überaus vornehmen Objektivität gelten.

Der Dichterkomponist Don Rossredo Caetani, Fürst Bassiano, ist ein Patenkind Franz Liszts. Das sagt schon, daß er einem kunstliebenden Geschlecht entstammt. Der Italiener ist aus dem Fluß der Melodie noch häufig zu erkennen; aber es ruht eine eigenartig vornehme Kultur über dem Ganzen, die allen äußerlichen Mitteln des Theaters mit peinlicher Sorgfalt aus dem Wege geht. Das führt so weit, daß stellenweise sogar die natürliche Wärme davon in Mitleidschaft gezogen zu sein scheint. Ist auch die Persönlichkeit dieser Tonsprache nicht nach allen Seiten hin unabhängig, so muß um so mehr die sichere Beherrschung aller technischen Dinge bewundert werden. Sehr geschickt geführte Stimmen, eine geradezu meisterliche Behandlung des Orchesters. Das Wesen dieser Musik verzichtet auf das Ausmalen des Einzelwortes oder der Einzelsituation, es will vielmehr die Geschlossenheit der Tragödienstimmung aufrechterhalten. Aber dieser Größe des Zuges entsprechen nicht immer die Plastik und Wandlungsfähigkeit des musikalischen Einfalls. Das Legendäre erhält durch — leider immer nur sehr knapp angelegte — dramatische Steigerungen das erforderliche Gegengewicht. Obwohl das Werk nun schon eine völlige Umformung erfahren hat, wird manches doch den Bedingungen der Bühne noch nähergebracht werden müssen. So ist im mittleren Akt der Versuch einer Rekonstruktion des alten Mysterienspiels (nach einer Andeutung Platos) unternommen worden. Aber dieser geheimnisvolle Kult tritt durch Gleichförmigkeit nicht genügend klar und selbständig aus der Handlung hervor, ergeht sich zudem auch in ermüdender Breite. Auch müßte die Musik hier — natürlich ohne die Stilleinheit zu zerstören — noch ein schärfer charakterisiertes riges Gepräge entwickeln. Aber Stücke wie etwa der erste lyrische Monolog der Hypatia in seiner entzückenden Grazie söhnen mit solchen Bedenken wieder aus. Die Schöpfung eines nicht allzu selbständigen, doch überaus vornehmen und kulturbollen Künstlers. Der Verzicht auf jede Konzession an das Publikum (selbst das typische Liebesduett ist kaum nachweisbar!) macht dies Werk in seiner noblen Haltung für die Besinnlichen doppelt sympathisch. — Die Aufführung bedeutete eine Großtat unserer Bühne. Die gesamten Mitwirkenden leisteten Vorzügliches. Aus ihrer großen Reihe verdienen Kapellmeister Hugo Balzer für die feinsinnige Ausdeutung des schwierigen Werkes, Dr. Friedrich Schramm für eine wunderbar durchgeführte Bildregie und Constanze Nettessheim als ausgezeichnete Vertreterin der Titelpartie unbedingt genannt zu werden.

C. H.

Dortmund.

Konzerte.

Gleichsam als Krönung der diesjährigen Konzertsaison erschien das große musikalische Ereignis eines Konzerts des Berliner Philharmonischen Orchesters unter Wilhelm Furtwängler. Das Programm brachte Beethoven, Schumann und Berlioz, drei in Wesen und Stilart völlig verschiedenartige Tonkünstler. Es begann mit der Ouvertüre aus

Berlioz' so farbenreich orchestriertem „Benvenuto Cellini“, gefolgt von Schumanns sinnig-deutscher „Vierten Sinfonie in D-Moll“. Die Hauptnummer war jedoch Beethovens „Eroica“, seine „Dritte Sinfonie in Es-Dur“. Die Wiedergaben der Werke in Furtwänglers Ausdeutung waren in sich geschlossene charaktervolle Einheiten. All dies wurde erreicht ohne viel Modifikation der Tempi, einzig durch die Beseelung der Linien und ungemein sensible Abstufung aller klanglichen Werte. Einheitlichkeit des Zusammenspiels, hohe Klangschönheit in allen Instrumentengruppen und durchgeistigte Plastik des musikalischen Ausdrucks wurden in geradezu idealer Weise erfüllt. Schon gleich nach dem Vortrag der Ouvertüre setzte starker Beifall ein, der sich am Schluß des Konzerts zu einem Jubelsturm steigerte.

Fritz Reuter.

Theater.

Eine wertvolle Bereicherung erfuhr der Spielplan des Theaters im vergangenen Monat durch die musikalische Komödie: „Kleider machen Leute“ in der Vertonung von Alexander Zemlinski. Die bekannte gleichnamige Novelle Gottfried Kellers aus den „Leuten von Seldwyla“ ist von Leo Feld äußerst geschickt bühnentechnisch hergerichtet worden. Dazu hat Zemlinski eine charakteristisch effektvolle und farbenreiche Musik geschrieben, die in glücklichster Mischung von Humor und Lyrik den Komponisten als zwar modernen, doch nie den Boden der Tonalität verlassenden Meister seiner Stimmungsmalerei ausweist. — Bild, Szene und Musik bildeten an diesem Abend eine Dreieinheit, wie sie in gleicher Vollendung leider nicht immer bei uns herrscht.

Hohen Genuß vermittelte ein Gastspiel der bekannten Käthe Dorsch mit ihrer Truppe in dem Schauspiel „Die Flamme“ von Hans Müller. Zwar vermochte die dramatische Handlung an sich eine tiefere, innere Anteilnahme nicht auszulösen, weil Notwendigkeit und Folgerichtigkeit der Geschehnisse auf der Bühne nicht immer zu erkennen oder anzuerkennen waren. Wenn trotzdem das bis auf den letzten Platz besetzte Haus der Aufführung mit größter Spannung folgte, so ist dieses im wesentlichen und zunächst der ganz hervorragenden schauspielerischen Begabung der Trägerin der Titelrolle: Käthe Dorsch, zuzuschreiben. Sie durchlief die sämtlichen Phasen der Rolle eines entfesselten Prostituiertendaseins mit einer Natürlichkeit, die stellenweise vergessen ließ, daß die Tragödie sich nur auf der Bühne abspielte.

Als weitere Neuheit erschien die historische Komödie „Cäsar und Kleopatra“ von Bernhard Shaw. Ein Gemisch von Lustspiel und Posse, von Scherz und Ernst, von Wahrheit und Parodie, von Ehrlichkeit und Ironie, aber immer geistreich, selbst bei den gewagtesten Einfällen, ist auch dieses Werk des geistvollen Iren getränkt mit jenem zynischen Rationalismus, der sich lustig macht über die Schwächen der menschlichen Gesellschaft und selbst vor geschichtlichen Größen nicht haltmacht. — Die Aufführung war das Ergebnis eindrucklicher und liebevoller Arbeit. Offenbar hatte man großen Wert darauf gelegt, die scharfgeschliffene Dialektik Shaws zu ihrem Rechte kommen zu lassen.

Unter Wilhelm Maurenbrechers Leitung wurde der dritte Teil der Nibelungen-Epiologie: „Kriemhilds Rache“, in packendes Leben umgesetzt. In wichtigen Hallen- und Burghofsbauten war ein glänzender Rahmen entstanden, in dem die rhapsodisch gezeichnete Handlung zu freierhafter Wirkung sich hob. Gipfelpunkte in dieser Hinsicht waren besonders das Bankett in Egels Burg und die Schlussszene mit dem schauerlichen Brande des Palastes.

Kuhring.

Quisburg.

Nach mehrjähriger Pause setzte die Theaterleitung Wagners „Parsifal“ wieder in den Spielplan ein. Intendant Schmitts Regie und Drachs musikalische Leitung sicherten dem Werk in Gemeinschaft mit den vorzüglichen Leistungen sämtlicher Solisten einen vollen Erfolg. Schröders Bühnenbilder, diskret und stilvoll, erhöhten den weichen Charakter des Bühnenfestspiels wesentlich. Leider zeigten die von Hillenbrandt einstudierten Chöre nicht die sonst gewohnte Frische, was wir auf die bei Saisonende leicht eintretende Ermüdung des stark beanspruchten Chorkörpers zurückführen möchten.

Die Konzertsaison schloß mit einem Beethoven-Fest unter der Leitung von Generalmusikdirektor Scheinpflug, der mit seinem prächtigen Orchester Glanzleistungen schuf.

R. Sch.

Mülheim (Ruhr).

Der 9. und letzte Sinfonie-Abend in der Stadthalle machte den wirkungsvollen Beschluß der diesjährigen Mülheimer Konzertsaison. Scheinpflug dirigierte Bruckners Neunte Sinfonie mit dem Ledum als Schlußsatz. Dirigent und Orchester zeigten nochmals die großen Qualitäten, die wir in der verfloßenen Konzertperiode so oft bewundern und loben

konnten. Vorzüglich war auch wieder die Mülheimer Chorvereinigung, die sich in den kurzen Jahren ihres Bestehens unter Scheinpflug ganz prächtig entwickelt hat. Rückblickend kann gesagt werden, daß der zweite Konzertwinter in der Mülheimer Stadthalle Erfolge gezeitigt hat, auf die die Stadtverwaltung und die mitwirkende Künstlerschaft mit Recht stolz sein können.
R. Sch.

Kulturkuriosa.

Beethovenehrung

... in Frankreich.

Eine große Pariser Phonographenplattenfabrik hatte anlässlich der Beethoven-Jahrhundertfeier die Neunte Sinfonie neu aufnehmen lassen. Von dieser Platte wurden im Monat März in Paris verkauft — vier Stück. Im gleichen Zeitraum jedoch von einer neuen Langplatte aus „Ta Bouche“ (auf deutsch: Dein Zuckerschmäuzchen) — 4827 Stück.

... in Mexiko

wurde durch Regierungsverordnung jede Jazz- und leichtere Unterhaltungsmusik für die Dauer der Beethoven-Gedächtnisfeier verboten. In Mexiko!

und — in Deutschland!

Eine sonderbare Beethovenehrung leistete sich in einem Liegnitzer Restaurant eine Jazzband am 100. Todestage Beethovens, indem sie,

nach einer Meldung der Deutschen Musiker-Zeitung, von nachmittags vier Uhr ab — also gerade in Beethovens Todesstunden — folgendes „Festprogramm“ erledigte:

1. Lannhäuser-Fantasie, mit Jazz;
2. Melodie von Rubinstein, mit Jazz;
3. Ouvertüre: Glöckchen des Eremiten, mit Jazz;
4. Ansprache des Jazzers über Beethoven (!!);
5. Die Ehre Gottes aus der Natur, mit Jazz (!);
6. Largo aus der Es-Dur-Sonate, mit Jazz;
7. Larghetto aus der 2. Sinfonie, mit Jazz;
8. Egmont-Ouvertüre, mit Jazz;
9. G-Dur-Romanze, ohne Jazz;
10. Adagio aus der Mondscheinsonate, mit Jazz;
11. F-Dur-Romanze, ohne Jazz.

Technische Gedenktage.

1. 7. 1881. „Stahl und Eisen“, Zeitschrift für das deutsche Eisenhüttenwesen, Organ des Vereins deutscher Eisenhüttenleute, begann zu erscheinen.
1. 7. 1903. Die Kruppschen Werke in Essen (Ruhr) wurden nach dem am 22. November 1902 erfolgten Ableben Friedrich Alfred Krupps in eine Aktiengesellschaft umgewandelt.
3. 7. 1815 starb zu Buchwald Freiherr Friedrich Wilhelm von Reden, einer der tatkräftigsten Förderer des schlesischen Berg- und Hüttenwesens.
3. 7. 1907 starb zu Duisburg Theodor Reetmann, der Mitbegründer der Maschinenfabrik Bechey & Reetmann, der späteren Deutschen Maschinenfabrik, jetzigen Demag, A.-G., in Duisburg.
4. 7. 1779 wurde zu Essen (Ruhr) Heinrich Arnold Hynssen geboren, der mit Jacobi und Haniel Werke der „Gutehoffnungshütte“ war. Der bereits im Jahre 1808 verabredete Gesellschaftsvertrag wurde am 5. April 1810 vor dem Notar Wörning in Essen aufgenommen.
4. 7. 1846 starb zu Clausthal im Harz Oberbergat Wilhelm August Julius Albert, der das Drahtseil erstmalig im Bergbau verwandte. Die vielfach verbreitete Meinung, Albert sei der Erfinder des Drahtseils, ist nicht richtig.
7. 7. 1834 starb zu Berlin Johann Friedrich August Vorsig, der Begründer des Vorsigwerks.
8. 7. 1923. Todestag Johann Adolf Kirdorfs. Kirdorf gehörte zu den bedeutendsten Wirtschaftsführern der letzten Jahrzehnte. Er war der Gründer des Stahlwerksverbandes.
10. 7. 1841 wurde zu Darmstadt Ludwig Beck geboren. Er entstammte einer Offiziersfamilie, wurde praktischer Hüttenmann und war der Verfasser der fünfbandigen „Geschichte des Eisens“, eines Werkes, das in der Weltliteratur noch heute einzig dasteht.
13. 7. 1753 erteilte der Erzbischof Clemens August von Köln die Genehmigungsurkunde zum Bau der St.-Anthony-Hütte

bei Sterkrade, aus der sich später die Gutehoffnungshütte entwickelte.

14. 7. 1808. Todestag von John Wilkinson. Er war einer der Förderer des englischen Eisenhütten- und Hüttenmaschinenwesens im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts.
14. 7. 1858. Inbetriebsetzung des ersten Hochofens der Georgsmarienhütte in Osnabrück durch Friz W. Lürmann.
14. 7. 1887 starb Alfred Krupp in Essen. Er war einer der fähigsten Köpfe des 19. Jahrhunderts.
15. 7. 1915 verunglückte in Mülheim Josef Thyssen, der Bruder August Thyssens, mit dem er 37 Jahre lang an der Ausgestaltung der Werksanlagen arbeitete.
16. 7. 1874. Aufnahme des Betriebes beim Siegen-Solinger Gußstahl-Aktien-Verein.
17. 7. 1725 erteilte August der Starke der Oberhofmarschallin von Löwendal die Erlaubnis zum Betriebe eines Hochofens, einer Gießerei und eines Hammers in der Herrschaft Mückenberg. Damit war der Grund gelegt zur Aktiengesellschaft Lauchhammer.
17. 7. 1787. Geburtstag Friedrich Krupps, des Begründers der Kruppschen Gußstahlfabrik.
22. 7. 1876 schrieb Kaiser Wilhelm I. von Bad Gastein an den Fürsten Bismarck einen Brief, in dem er anordnete, daß die Frage der zollfreien Einfuhr ausländischen Eisens nochmals gründlich geprüft würde. Damit wurde die Schutz-zollpolitik des Fürsten Bismarck eingeleitet.
27. 7. 1914. Eröffnung des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Kohlenforschung zu Mülheim (Ruhr).
30. 7. 1796 wurde die erste gußeiserne Brücke des Kontinents, die Brücke über das Striegauer Wasser bei Laasan in Schlesien, dem Verkehr übergeben (vgl. den Artikel: Alte gußeiserne Brücken).
31. 7. 1847 fertigte Alfred Krupp die Patentzeichnung für sein erstes Gußstahlgeschütz aus.
Jahade.

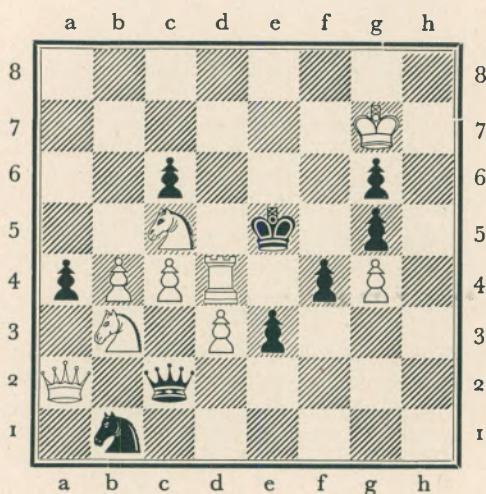


Schachcke.

Bearbeitet von Heinz Vollmer.

Aufgabe Nr. 28.

Von R. H. Hoffmann, Groß-Wartenberg.



Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Weiß 9 Steine: Kg7; Da2; Td4; Sb3, c5; Bb4, c4, d3, g4.
Schwarz 9 Steine: Ke5; Dc2; Sb1; Ba4, c6, e3, f4, g5, g6.

Ein feines und ziemlich schwieriges Problem.

Lösung der Aufgabe Nr. 26.

(Fuder.)

- | | |
|-----------------|-----------|
| 1. Tc2—c1 | 1. Bb4—b3 |
| 2. Lg6—b1 | 2. Bb3—b2 |
| 3. Tc1—c2 | 3. Kd4—e4 |
| 4. Tc2—c4 matt. | |

Ergebnis des von Mai 1926 bis April 1927 abgehaltenen Problemlösungsturniers.

Das Turnier umfaßte insgesamt 16 Aufgaben; die höchste erreichbare Punktzahl betrug 34. Da die Aufgaben sich bez. der Schwierigkeit nicht gleichwertig waren, wurden besonders „harte Nüsse“, wie z. B. Aufgabe 12 und 16, mit 3 Punkten gewertet.

Allgemein kann gesagt werden, daß die Beteiligung außerordentlich rege und eifrig war. Die Wertung und Preisverteilung war für uns schwieriger, da allein 10 Löser durch Erreichung der höchstmöglichen Punktzahl sich für den 1. Preis qualifizierten. Hier mußte das Los sprechen.

VII/45

Ergebnis:

1. und 2. Preis (Wert 20 RM.) Handschriftlich signierte Originalradierung von Josef „Fridericus“:

1. H. Nacken, Bochum (34 Punkte);
2. H. Mauffner und M. Figueras, Cornella de Nobregat, Spanien (34 Punkte);

3. Preis (Wert 15 RM.) Charles W. Dombville Sife „Unter Wilden am Amazonas“:

3. H. Hövelmann, Menglinghausen (34 Punkte);

4. bis 10. Preis (Wert 8 RM.) Freibezug „Das Werk“, Jahrgang 1928, in zweifarbigem Umschlag:

4. M. Rehr, Magdeburg (34 Punkte);
5. P. Comes, Dortmund (34 Punkte);
6. F. Gierh, Essen (34 Punkte);
7. F. Kronenberg, Langendreer (34 Punkte);
8. G. Nowatsch, Dortmund (34 Punkte);
9. J. Görres, Hombruch (34 Punkte);
10. E. Hegemann, Mengede (34 Punkte);

11. bis 13. Preis (Wert 6 RM.) Freibezug „Das Werk“, Jahrgang 1928, in einfarbigem Umschlag:

11. A. Schweinsberg, Duisburg (32 Punkte);
12. H. Bley, Schöningen (32 Punkte);
13. H. Brieden, Marten (32 Punkte);

14. bis 17. Preis (Wert 4 RM.) Freibezug „Das Werk“, 1. Halbjahr 1928, in zweifarbigem Umschlag:

14. P. Halstenbach, Köln-Eülz (31 Punkte);
15. A. und O. Sengpill, Schöningen (31 Punkte);
16. Fr. Wittmann, Nürnberg (31 Punkte);
17. H. Puße, Reichenberg (30 Punkte);

Serner gingen an richtigen Lösungen ein:

- F. Schulz, Dortmund (29 Punkte);
- P. Baer, Mülheim a. d. Ruhr (29 Punkte);
- A. Lohmann, Luxemburg (29 Punkte);
- H. Hering, Essen (29 Punkte);
- H. Stork, Lütgendortmund (29 Punkte);
- F. Sibisch, Lichtentanne (26 Punkte);
- K. Schuffert, Gelsenkirchen (24 Punkte).

Herr W. Stolle, Dortmund, Adlerstr. 7, der auch 34 Punkte erreichte, erhielt außer der Reihe mit Rücksicht auf die beste Besprechung des Problems im Maiheft ebenfalls die Radierung „Fridericus“ als Sonderpreis.

Aus Raumgründen müssen wir es uns versagen, alle Teilnehmer (weit über 60) hier aufzuzählen. Wir danken auch den Nichtpreisträgern für ihre rege Anteilnahme und bitten, der „Schachcke“ fernerhin die Treue zu wahren.

Notizen.

Unsere Anregung bez. eines Fernturniers der „Werk“-Schachfreunde fand fast überall Zustimmung. Wir werden im Augustheft Näheres berichten.

Es wird nochmals gebeten, in Zukunft alle Zuschriften an die neue Anschrift des Schachschreibleiters, Herrn Heinz Vollmer, Bonn a. Rh., Kurfürstenstr. 4, zu senden.

Rösselsprung.

Von E. Schneider, Vereinigte Stahlwerke Schalke Verein, Gelsenkirchen.

wer	hin	ham	dem	der	hin	sen	re	im	wer	die
gen	sich	den	term	mer	je	wer	ren	mäh	eh	fel
se	we	preis	in	term	schweiß	stirn	trop	pflügt	äh	ins
müht	wucht	stuhl		eh	schwingt	sei	mit	sen	de	dem
be	flach	re	pflu	hüt	hien	sen	gernd	dem	mark	na
je	daß	fen	und	der	nicht	und	der	der	je	je
fällt	wert	der	sen	ge	schä	hun	des	re	er	je
sein	na	und	mit	ber	wer	doch	del	re	zu	se
und	wer	gef	hand	müh	schwie	eh	eh	auch	und	de
den	blon	chen	bei	strom	jun	ren	weib	der	wach	er
zieht	woll	an	der	voll	len	len	ge	näh	dringt	ein

Buchstabenrätsel.

Von Hamme Simons, Demag-Duisburg.

Aus nachstehenden Buchstaben sind 15 Wörter untenstehender Bedeutung zu bilden, deren Mittelbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines berühmten Erfinders ergeben.

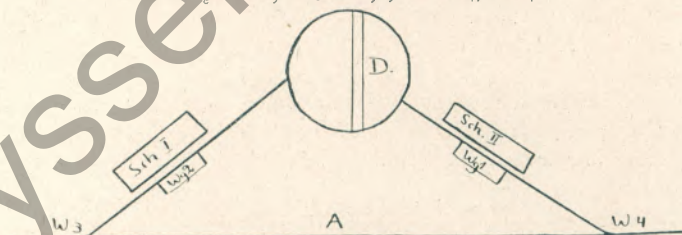
Ä A A A A A A A A A A A A A A A B C D D D
D E E E E E E E E E E E E F F G G G G
G G G H H I I I I I I I I I K K K L L
L L L L M N N N N N N N N N N N N O
O O O P R R R R R R R R R R R R S S S
S S S T T T T T T U U U U U

1. Schaufechter
2. Querlinie
3. Männlicher Vorname
4. Komponist
5. Klagegesang
6. Botschaft
7. Tadelnswerte Eigenschaft.
8. Edelstein
9. Haltestelle
10. Waffe
11. Biblische Speise
12. Stadt in Hannover
13. Bekleidungsstück
14. Farbe
15. Krokodilart

Dentsportaufgabe.

Der nachdenkende Rangiermeister.

Von Hans Ehlers, Stahlhaus Düsseldorf.



In dem vorstehenden Dreieck befindet sich rechts und links ein Güterschuppen 1 und 2. Die Anschlüsse sind von der Hauptstrecke A über die Weichen 3 und 4 zu erreichen. An der Spitze sind die Anschlüsse durch eine Drehscheibe D verbunden. Die Drehscheibe ist so konstruiert, daß sie nur jeweils einen Waggon aufnehmen kann. Eine Lokomotive darf die Drehscheibe nicht befahren. Dem Rangiermeister ist ein Fehler unterlaufen, da er einen für den Schuppen 1 bestimmten Waggon vor den Schuppen 2 gestellt hat und umgekehrt. Die Umstellung der Wagen muß

sofort vorgenommen werden, da es sich um leicht verderbliche Lebensmittel handelt. Die ganze Rangierbewegung darf nur von der Lokomotive, welche vorläufig auf der Strecke A läuft, ausgeführt werden. Nach Erledigung der Umstellung muß die Maschine freie Fahrt behalten.

Lösungen der Rätsel in Heft 6.

Karree-Rätsel.

„Ich komme durch, durch komm' ich doch!“ (Wahlspruch von Emil Kirdorf.)

Dentsportaufgabe.

1. Der Schlauch größeren Durchmessers braucht zur Füllung des ersten Fasses 1 Stunde 10 Minuten, in 1 Minute ist das Faß also zu $\frac{1}{70}$ gefüllt. Der Schlauch kleineren Durchmessers braucht zur Füllung 2 Stunden 10 Minuten, in 1 Minute ist das Faß also zu $\frac{1}{130}$ gefüllt; beide Schläuche zusammen würden das dritte Faß in 1 Minute $\frac{1}{70} + \frac{1}{130} = \frac{2}{91}$ füllen. Demnach würde die Füllung des dritten Fasses so viel Minuten dauern, als 2 in 91 enthalten ist: also $45\frac{1}{2}$ Minuten.

2. Der Schlauch größeren Durchmessers wird nach Füllung des ersten Fasses, d. h. 1 Stunde 10 Minuten nach Beginn der Füllung, in das dritte Faß eingeführt. 60 Minuten später (Beendigung der Füllung des zweiten Fasses und Einführung des kleineren Schlauches) ist das dritte Faß bis zu $\frac{6}{7}$ gefüllt. Zur Füllung des restlichen Siebentels ($= \frac{1}{91}$) aus beiden Schläuchen werden noch $6\frac{1}{2}$ Minuten benötigt, denn nunmehr werden in jeder Minute $\frac{1}{70} + \frac{1}{130} (= \frac{2}{91})$ des Gesamtfassungsvermögens aufgefüllt. Im ganzen sind also 2 Stunden $16\frac{1}{2}$ Minuten zur Füllung sämtlicher drei Fässer erforderlich.

Lösung der Dentsportaufgabe in Nr. 5.

Die Dentsportaufgabe „Die nasse Straße“ im Mai-Heft hat die bisher weitaus stärkste Beteiligung gefunden und, was noch erfreulicher ist, die Mehrzahl der Einsender befreit sich, mit möglichst wenig Worten eine klare und erschöpfende Lösung zu bringen.

Die beste, mit einem Buchpreis ausgezeichnete Lösung, die wir nachstehend folgen lassen, stammt von Dr. F. Mouths, Carbonit A.-G., Hamburg:

„Die nasse Straße. Für meine Lösung ist Voraussetzung, daß die Großstadt sich etwa zwischen den Breitengraden von Duisburg und Mainz befindet. Antwort:

1. Es ist Sommer, etwa Ende Juni, Anfang Juli.
2. Es herrscht Sonnenschein.
3. Das Wetter war kurz vorher gleichfalls sonnig.
4. Es ist windig, und zwar wahrscheinlich aus WSW.
5. Es ist Nachmittag, und zwar früher Nachmittag, z. B. 1 bis 3 Uhr.
6. Es hat geregnet, heftig, aber nur kurze Zeit, wahrscheinlich Gewitterregen.
7. Es ist ein warmer Tag, siehe Ziffer 4.
8. Die Südseite der Straße ist aber naß.
9. Ich gehe nach Osten.

Begründung: Kirchtürme pflegen im W der Kirche zu stehen, und die vorherrschende Windrichtung, vollends bei Regen, ist SW oder W. Die Sonne muß hoch stehen, um die Nordseite trocknen zu können, also Sommer (bei 50° geogr. Breite ist ihr Einfallswinkel am 21. Juni $40 + 23 = 63^\circ$) $\cotg 60 = 0,5$, also ist mittags etwa die halbe Straßenbreite beschienen, und zwar auch schon kurz vorher. Davor Gewitterregen, denn die Pflügen sind noch voll Wasser. Wind und Sonne haben außer den Pflügen die nördliche Straßenseite schnell getrocknet.“

Aus der Zahl der ferner eingegangenen richtigen Lösungen seien lobend erwähnt:

A. Claus, Mautzig; G. Heinze, Mannheim; H. Hoß, Berlin W; E. Klee, Gelsenkirchen; E. Köhler, Karlsruhe; Dr. Koehn, Hamborn; R. Kreikenbohm, Dortmund; E. Lau, Kassel; Dipl.-Ing. Molezko, Poznan; R. Naumann, Waldenburg; R. Sandhöfer, Niederschelden; E. Stratmann, Düsseldorf; W. Vöhler, Bochum.

* Die Aufgabe entstammte der ausgezeichneten, inzwischen leider eingegangenen Monatszeitschrift „Der Dentsport“ (Herausgeber: Ministerialrat a. D. Dr. Beyer, augenblicklich Schriftleiter der Dentsportzeitschrift in „Wissen und Fortschritt“).

Die Botanisiertrommel

enthaltend die buntesten im Juni eingefangenen Spottvögel.

In der Sprechstunde des Direktors eines Berliner Gymnasiums erscheint eine einfache Frau aus dem Volke.

„Was haben Sie auf dem Herzen, gute Frau?“ fragt der Schulgewaltige leutselig.

„Ich heiße Schulze, Frau Emma Schulze; ich hab' 'ne Plättstube in de Auguststraße. Ich wollt mir mal erkundigen, ob der Herr Sekundaner Friß Lehmann bei Ihnen is.“

„Friß Lehmann? Wir haben allerdings einen Untersekundaner dieses Namens hier; sind Sie mit ihm verwandt?“

„Noch nich, Herr Direktor, deswegen komm' ich ja grade. Er geht nämlich mit meine Niese, und da wollt' ich mir mal erkundigen: Wat verdient eijentlich so'n Sekundaner in de Woche bei Ihnen?“

(Berl. Ill.)

Redeblüten aus einem Vortrag über Kochkunst: „Die ersten belegten Butterbrote wurden im siebzehnten Jahrhundert hergestellt. Man findet sie heute noch allenthalben auf Bahnhöfen in Glaskästen ausgestellt.“

(Das Illustrierte Blatt.)

Armer, sanfter Vater. Der junge Mann, der das Mädchen nach Hause gebracht hatte, sagte ihr auf der Schwelle gute Nacht, als oben ein Fenster geöffnet wurde, aus dem die ärgerliche Stimme eines Vaters klang: „Lieber Herr, ich habe ja gar nichts dagegen, wenn Sie hereinkommen und die halbe Nacht bei meiner Tochter sitzen. Sie können meinetwegen auch zwei Stunden lang in der Haustür gute Nacht sagen, aber mit Rücksicht auf alle diejenigen, die in diesem Hause zu schlafen wünschen, möchte ich Sie doch freundlichst gebeten haben, Ihren Ellbogen vom Klingelknopf herunterzunehmen.“

(Frankf. Btg.)

Frischen war zum erstenmal auf dem Lande, und besonders die Hühner interessierten ihn. Als er am nächsten Morgen herauskam, fiel sein erster Blick auf den Pfau, der auf dem Rasen umherstolzte.

„Sieh mal, Großmama,“ rief er, „eins von den Hühnern blüht!“

(Berl. Ill.)

Die kleine Reisegesellschaft hat einen Wüstenausflug unternommen und sieht nun ehrerbietig dem Gebaren des Beduinen zu, als er zur Gebetszeit sich zu Boden wirft und das Antlitz tief auf den Wüstenand neigt.

Da unterbricht Herr Kubinke aus Berlin, Fleisch- und Wurstwaren en gros, das andachtsvolle Schweigen, indem er, auf den Beduinen zutretend, ihm wohlwollend auf die Schulter klopft und sagt: „Geben Sie sich keine Mühe, liebe Freund. Ich hab' mal in Ahlbeck 'n Dahler im Sand verloren — ooch nich wiedergefunden.“ (Münch. Ill. Presse.)

Gefährliche Biefter. Zwei Matrosen, die das erstemal eine Weltreise machen, werden nachts in einem südamerikanischen Hafen von Moskitos heimgesucht und suchen sich vergeblich der lästigen Plagegeister zu erwehren.

Da fliegt ein verirrter Leuchtkäfer durch den dunkeln Schlafrum, und entsetzt schreit der eine Matrose auf: „Jan, jekt suchen uns die Biefter sogar mit der Laterne!“

(Wochenschau.)

„Jetzt haben Sie eine geschlagene Viertelstunde telephoniert, Fräulein Reichel.“

„Entschuldigen Sie, Herr Direktor, es war ein geschäftliches Gespräch.“

„So? Gut. Aber dann reden Sie gefälligst nicht unsere Kunden ‚Mein Herzchen‘ an.“

(Berl. Ill.)

Allerlei Wissenswertes.

Fresko-Malerei (al fresco = auf Frischem) heißt die Kunst, an Wandflächen, auf dem noch feuchten, frischen Kalkbewurf dauerhafte Gemälde (Fresken) auszuführen. Nur Wasserfarben können zur Fresko-Malerei verwandt werden. Durch die 1876 erfundene Stereochromie wurde die Technik der Kunst wesentlich erleichtert.

Der größte Landsee Europas ist der Ladogasee im nordwestlichen Rußland, der 18 120 Quadratkilometer Flächeninhalt mißt. Der einzige winzige Abfluß ist die Newa. An der Südseite des Sees führt, da die Schifffahrt auf ihm schwierig ist, der Ladoga-Kanal bis in die Gewässer der Newa.

Ausgrabungen in Herculaneum. In einem Bäckerladen von Herculaneum fand man einen Brotlaib mit einem eingedrückten Namen, der seine Form vollständig bewahrt hat. Man nimmt an, daß das Brot 79 v. Chr. gebacken worden ist und somit fast 2000 Jahre alt ist.

Seegras als Nahrungsmittel. Hundert Millionen Pfund einer Seegrasart werden jährlich von den Japanern konsumiert. Es kommt in verschiedenster Form in den Handel, die Schoten und Stengel, die überzuckerten Samen, als Gewürz, sogar als Tee. In Osaka allein verwandeln 45 Fabriken das Seegras in Süßwaren. Aus einer anderen Meeresspizze Agar-Agar wird in Japan Gelatine hergestellt; in Japan wird sie sowohl zur Herstellung von Feinherbissen als zum Dicken von Suppen verwendet.

Naturmusik. Aus den großen Bambusfeldern des Malaischen Archipels ertönen oft Klänge, die von weitem an ein riesiges Flötenorchester erinnern. Der Urheber dieser Musik ist ein kleiner Wurm, der in die Bambusstauden Löcher bohrt, durch die dann der Wind bläst und Töne erzeugt.

Eisbrücke, eine in Schülerkreisen hochgeschätzte Hilfe. Der Ausdruck kommt von der Tatsache, daß ein Pferd leicht über Gräben hinwegsetzt, während der Esel dazu nicht imstande ist und einer Brücke bedarf.

Die Seidenraupe, die Lieferantin des Rohstoffes zu unserm herrlichsten Bekleidungsmaterial, spinnt in zwei- bis dreitägiger Arbeit einen Seidenfaden von 1000 bis 3000 Meter Länge, den sie aus ihrem Munde zieht und in Achterschlingen kunstvoll um ihren Körper wickelt, bis sie vollständig verpuppt ist. Ihr Faden hat eine Stärke von 4 Hundertstel Millimeter.

Narkose ist der Zustand, der durch Einatmen von Chloroform- oder Aetherdämpfen oder verwandten Stoffen behufs Vornahme schmerzloser Operationen hervorgerufen wird. Die trotz der geringen Menge der eingeatmeten Stoffe so starke und gerade im Gehirn vorwiegende Wirkung erklärt sich daraus, daß diese Stoffe im Wasser sehr schwer, im Fett gut löslich sind. Daher treten sie aus der Blutflüssigkeit sehr leicht in die an fettartigen Stoffen reichen Nervenzellen ein.

Runksteide. Dieses für die deutsche Wirtschaft darum so ungeheuer wichtige Erzeugnis, weil wir den Rohstoff nicht vom Auslande zu beziehen brauchen, bietet in seiner Herstellung auch dem Laien sehr interessante Einzelheiten. Deutscher Wissenschaft und Technik ist es gelungen, anstelle der bisher in einer Legierung von Gold und Platin hergestellten Düsen solche aus Porzellan, die natürlich wesentlich billiger sind, zu fertigen. Diese Düsen enthalten 200 bis 1000 Löcher in einer Reihe von je 6 bis 18 Hundertstel Millimeter Durchmesser. Mit Präzisionsinstrumenten werden diese Düsen vor der Abgabe an die Fabriken auf ihre absolute Genauigkeit geprüft.

Büchermarkt.

Feierstunden der Natur. Bilder und Worte von Arthur Tauer. Melibocus-Verlag, Zwingenberg (Hessen). 95 Seiten, Großformat. Broschiert 4,80 RM., Japanband 7,20 RM.

Die drei auf Seite 305/307 eingegliederten, den „Feierstunden“ entlehnten Bilder sprechen besser, als jeder empfehlende Hinweis vermöchte, für den Geist, der den Band von der ersten bis zur letzten Seite durchzieht. Wer die Natur liebt, wird an dem Buch reine, stille, andächtige Freude haben und sehen lernen, wie herrlich auch die alltägliche Natur leuchten kann. —d.

Agnes Miegel: Gedichte (1908), geb. 3,50 RM.; Balladen und Lieder (1911), geb. 3,75 RM.; Gedichte und Spiele (1920), geb. 3,75 RM.; Gesammelte Gedichte (1927), geb. 6 RM.; Geschichten aus Ostpreußen, brosch. 5 RM., geb. 7,50 RM. Erschienen bei Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Jna Seidel: Gedichte (3. Aufl.), geb. 3,50 RM.; Weltinnigkeit (4. verm. Aufl.), geb. 3,25 RM.; Die Fürstin reitet (Novelle), geb. 2 RM.; Sterne der Heimkehr (Eine Junigeschichte), geb. 6,25 RM.; Hochwasser (Novellen, 2. Aufl.), geb. 4,50 RM.; Das Haus zum Monde (Roman, 3. Aufl.), geb. 4,50 RM. Erschienen bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart.

Das wunderbare Geißleinbuch. Eine neue Geschichte für Kinder, die die alten Märchen gut kennen. Mit 10 ganzseitigen und 20 halbsseitigen Zeichnungen und einer farbigen Einbandzeichnung von W. Schulz. Verlag Andreas Perthes, Stuttgart. Geb. 4,— RM.

Das Labyrinth (Roman), geb. 8,50 RM. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Ende Mai verschied nach kurzem Krankenlager unser ständiger Mitarbeiter, der Schriftsteller Herr

Edmund von Wecus

im Alter von 70 Jahren. — Seit Gründung des „Werk“ als Mitglied der Schriftleitung tätig, nahm er auch nach seinem im Juni des vergangenen Jahres erfolgten Ausscheiden aus dem Redaktionsstab an der weiteren Ausgestaltung der Monatsschrift regen Anteil. Die „Technischen Gedenktage“ im Juniheft, die er uns wenige Tage vor seinem Ableben einreichte, zeugten von seinem bis zum letzten Augenblick rastlosen Schaffen.

Seine Familie, seine Forschungen und der Kampf um das Deutschtum waren die Ziele seines Lebens.

Bemerkungen der Schriftleitung: 1. Um den zahlreich einlaufenden Wünschen auf Nachlieferung des Januarheftes entsprechen zu können, haben wir etwa 150 tadellos erhaltene Exemplare Nr. 1 zurückgekauft, so daß wir Bestellungen hierauf im Rahmen des vorhandenen Bestandes bis auf weiteres wieder annehmen werden können. Im Laufe des ersten Halbjahres hinzutretene Bezieher, deren Wunsch auf Nachlieferung des Januarheftes bisher nicht berücksichtigt werden konnte, werden bevorzugt, jedoch ist nochmalige ausdrückliche Bestellung erforderlich. 2. In das Maiheft hat sich ein bedauerlicher Fehler eingeschlichen, der berichtigt sei: Das Bild auf Seite 201 stellt nicht, wie in der Unterschrift angegeben, Friedrich, sondern Alfred Krupp dar. 3. Die Kopfleiste zu dem Aufsatz „Wochenende!“ verdanken wir dem Verband für Deutsche Jugendherbergen, Hiltchenbach i. W.

Inhaltsverzeichnis.

(Heft 7, Juli 1927, Jahrgang VII.)

	Seite		Seite
Mensch und Gegenwart. Von Dr. W. Kiesel	1	Wirtschaft und Technik	37
Karthagos Untergang. Von Dr. H. Spethmann	2—4	Festtage im Haus. Von F. Reuter	38—39
Gusseiserne Brücken. Von H. Diekmann, (Ill.)	5—7	Der Garten. Gedicht von Agnes Miegel	39
Die Einkommensteuer des Amerikaners und des Deutschen	7	Zwei deutsche Dichterinnen. Von Clara Priesß	40—41
Das Rätsel der Materie. Von Prof. Dr. Ebner, (Ill.)	8—9	Wohnung und Kunstgewerbe	41
Gold in Rumänien. Von F. Pöhler, (Ill.)	10—11	Die deutsche Shakespeare-Woche	42
Schiff in Not! Roman von Lu. Volbehr. (5. Fortsetzung)	12—16	Theater-Rückschau	43—44
Erlebnis des Wanderers. Gedicht von Jna Seidel	16	Kulturkuriosa	44
Hinter den Bergen Von W. Debus, (Ill.)	17—20	Technische Gedenktage	44
Es schienen so golden die Sterne (Ill.)	21	Denkport	45—46
Oberbayerische Seen. Von H. Wulff, (Ill.)	22—23	Die Botanisiertrommel	47
Milchautomaten. Von W. Beinhoff, (Ill.)	24—25	Allerlei Wissenswertes	47
Nürnberg. Von J. Bühl. (Mit vier Federzeichnungen)	26	Büchermarkt	48
Bei einem Wirt wundermild Von H. Riem, (Ill.)	27—28	Nachruf	48
Elbogen. Von H. Waechter. (Mit drei Holzschnitten von A. Krafe)	29—31	Kunstdruckbeilage: Bozen. Radierung von A. Schellerer, München.	
Astronomisches vom Monat Juli. Von Prof. Hülskötter	32	Schaubilder aus Wirtschaft und Politik:	
Wochenende! Von Tyll, (Ill.)	33—34	Das Deutschtum im Auslande	3
Was kostet die Welt?	35	Was aus Kohle gewonnen wird	8
Zeit im Bild	36		

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 12 RM., Einzelheft 1,20 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 80 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 50 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unüberliefert eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher 1611.